
ACADEMIA · HARVARDIANA · IN · NOV · ANG
ET
VE RI
TAS
CHRISTO
ECCLESIAE

# August's von Kotzebue

ausgewählte

# prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

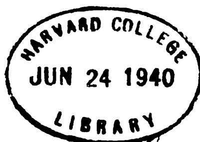


Sechsundzwanzigster Band.



Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.


HARVARD COLLEGE
JUN 24 1940
LIBRARY

# Die jüngsten
# Kinder meiner Laune.

---

Von

**August von Kotzebue.**

---

Sechster Theil.

---

**Wien, 1843.**

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Dem biedern Greise,

seinem theuren Oheim,

Herrn Hauptmann von Kotzebue,

als Denkmahl kindlicher Liebe und Ehrfurcht

gewidmet

von

dem Verfasser.

# Die Flucht.

Wer Trenk's Roman mit Beifall, und La Tüden's Leiden mit Schaudern gelesen hat, der wird Pignata's Flucht nicht minder interessant finden. Es bleibt immer das anziehendste Schauspiel für den Menschen, einen Unterdrückten gegen überlegene Gewalt kämpfen zu sehen. Selbst den Verbrecher, wenn er mehr als gewöhnliche körperliche oder Geisteskräfte aufbietet, sich der Strafe zu entziehen, begleiten unsere geheimen Wünsche; wir zittern für ihn; unsere Theilnahme wächst nach Maßgabe seiner Anstrengung; wir verdammen ihn, und freuen uns doch ihn gerettet zu sehen. Dank der gütigen Natur für diesen Instinkt, der uns antreibt, immer die Partie des Schwächeren gegen den Stärkeren zu nehmen.

Wie viel mehr aber gewinnt unser Interesse noch an Lebhaftigkeit, wenn ein Unschuldiger gegen verbrecherische Gewalt kämpft. Das ist hier der Fall. Joseph Pignata, der zu Ende des vorigen Jahrhunderts und zu Anfang des jetzigen lebte, gerieth in die Klauen des Ungeheuers Fanatismus, und die Art, wie Verstand, Geschicklichkeit, Muth, Glück und Zufall ihn aus jenen Tigerklauen befreiten, ist wohl werth, noch einmal erzählt zu werden, obgleich seine Geschichte schon 1725 in französischer Sprache gedruckt, und gleich darauf, wie gewöhnlich, in's Deutsche übersetzt wurde. Indessen ist sie dort mit so vielen un-

nützen Weitläuftigkeiten durchwebt, daß ich keine undankbare Mühe zu übernehmen glaube, wenn ich ihr weites, altväterisches Gewand beschneide, und die großen Falten ausstäube.

Pignata, ein Mann von Kopf und Herzen, war Sekretär verschiedener Kardinäle zu Rom, und als diese einer nach dem andern starben, nahm ihn der Prälat Gabrieli in sein Haus, dessen Zutrauen und Freundschaft er in einem hohen Grade gewann. Dieser Gabrieli war ein aufgeklärter Kopf, ein jovialer Mann, der eine wohlbesetzte Tafel hielt, und es gern sah, wenn gescheite Leute mit ihm zu Tische saßen. Bekanntlich haben die guten Köpfe einen instinktähnlichen Hang zu einander, sie finden sich, ohne sich zu suchen, sie wittern einander aus unter einem Haufen von Grüzköpfen, und errathen sich an Wort und Zeichen der gesunden Vernunft.

Was Wunder, daß das Haus des Prälaten Gabrieli bald ein Sammelplatz einer kleinen auserlesenen Gesellschaft wurde, und daß, wenn der Wein die Zungen löste, man sich manche kleine Spöttereien über religiöse Meinungen erlaubte. Diese unbesonnenen Scherze wurden verrathen, und, wie gewöhnlich, mit hämischen Erfindungen verbrämt. Es hieß, Gabrieli sei ein Jude, oder ein Türke, und folglich ein Atheist; oder ein Saducäer, der die Unsterblichkeit der Seele läugne, weil er sie nicht begreifen könne, und an der Auferstehung zweifle, weil er noch nie-

mals einen Todten habe aufstehen sehen. Es hieß, bei seinen Gastmählern bewirthe man den Teufel mit Menschenblut; kurz, alles was blinder Eifer und abergläubische Andächtelei nur hämisches und gehässiges erfinden konnten, das wurde dem armen Prälaten und seiner lustigen Gesellschaft aufgebürdet.

Natürlich zog sich ein fürchterliches Ungewitter über den Häuptern dieser arglosen Menschen zusammen. Die mailändische Inquisition ließ sie sämmtlich in's Gefängniß schleppen, wo die Meisten unter den Qualen der Tortur starben. Der einzige Gabrieli, das Haupt der angeblichen Ketzer, wurde gelinder behandelt, weil der Kardinal Altieri sein Vetter war.

Doch ich wende mich zu den Schicksalen des unglücklichen, in diese Händel verflochtenen Pignata. Unter der Larve der Freundschaft trat eines Morgens, im Jahre 1689, ein gewisser Broggi in sein Zimmer, und lud ihn zu einem Spazirgang ein. Pignata folgte, ohne etwas Böses zu argwohnen. Zwar fiel es ihm auf, daß, als er Lust hatte einen Weg zu nehmen, der an der Kirche des heiligen Philipp von Neri vorbei führte, sein Geleitsmann mit sichtbarer Unruhe und Aengstlichkeit darauf bestand, die Feigenstraße hinab zu gehen, aber er dachte doch weiter nichts Arges dabei. Kaum war er in die Straße der heiligen Agnes gelangt, als er hinter sich herlaufen hörte. Er drehte sich um, und in diesem Augenblicke warf man ihm,

der löblichen Gewohnheit gemäß, einen schwarzen Mantel über den Kopf, und schleppte ihn in das nächste Haus. Hier empfing ihn der Oberprofos mit vierzig Häschern, setzte ihn verhüllt in einen Wagen, und brachte ihn zuerst nach seiner, des Profosen, Wohnung.

»Wer sind Sie?« fragte er den betäubten Unglücklichen.

Mit bitterm Lächeln versetzte Pignata: „Als ich noch Sekretär des Kardinals Basadonna war, hatte ich das Vergnügen, Ihnen zu Ihrem jetzigen Amte zu verhelfen. Sollten Sie meine Züge so bald vergessen haben?"

Diese Erinnerung bewirkte nichts zu seinem Vortheile. Armer Pignata! wie konntest du auch Dankbarkeit von einem Oberprofosen der heiligen Inquisition erwarten? — Nach einer halben Stunde führte man ihn in die Gefängnisse dieses menschenfreundlichen Gerichts, wo man damit anfing, seine Taschen zu durchsuchen, und ihm sein Geld und Alles, was er sonst bei sich hatte, wegzunehmen. — Doch halt! zur Steuer der Wahrheit muß ich bekennen, daß man ihm großmüthigerweise eine Schnupftabaksdose von Horn, ein Gebetbuch und einen Rosenkranz ließ. Nachdem man ihn abermals um seinen Namen befragt (als ob es erlaubt sei, Jemanden in Verhaft zu nehmen, ohne seinen Namen zu wissen), öffnete sich ihm ein finsteres Thor, durch welches er in einen großen Hof trat, der

auf allen Seiten von kleinen Kammern umgeben war. Diesen Hof und diese Kammern nannte man das Geheime — ja wohl geheim! denn man hatte dort mit keinem menschlichen Wesen Gemeinschaft, und selbst geheime Seufzer drangen nur mühsam durch die dicken Mauern zum Throne des Allmächtigen empor.

In diesem fürchterlichen Augenblicke behielt Pignata so viel Geistesgegenwart, daß er sich, während er über den Hof ging, die Lage des ganzen Gebäudes in's Gedächtniß prägte. Er erblickte die Kuppel der Peterskirche, und bemerkte, daß das für ihn bestimmte Gefängniß dieser Kuppel gegen Osten lag.

Jetzt stieg er hinab in seine Gruft, und hörte hinter sich die Riegel klirren. Er war gerade damals seit einiger Zeit heftig von Kolikschmerzen geplagt worden, hatte seine Zuflucht zu den Aerzten genommen, und einen Kräutertrank zu brauchen angefangen. Es wäre gegen die heilsamen Absichten der Inquisition gewesen, ihn in seinem Kerker mit Arzneien zu versorgen; er fürchtete daher, — und wünschte auch wohl zuweilen — daß sein Uebel sich täglich vermehren, und ihn bald aus diesem Grabe der Lebendigen in die Todtengruft stürzen werde; aber siehe da! es ging im vorigen Jahrhunderte gerade wie im jetzigen: so bald er keine Aerzte mehr brauchte, wurde er gesund, und nur die einzige, in solch einem Kerker unheilbare Seelenkrankheit, die Langeweile, folterte ihn zuweilen. Um ihr zu ent-

gehen, fiel er auf ein Mittel, welches nur die Verzweiflung ihm eingeben konnte. Er gerieth auf den Einfall, einige Lieder seines Gebetbuches in Musik zu setzen. Zwar kann man sich leicht vorstellen, daß er vergebens um die Erlaubniß bat, sein Klavier in das Gefängniß bringen zu lässen; aber er trommelte mit den Fingern auf seinem kleinen hölzernen Tische herum, und hörte im Geist eben so gut jeden Ton, als ob er ihn aus einem Silbermann'schen Instrument hervorgelockt hätte.

Ich gedenke dabei meines modernden Freundes, Ernst Wilhelm Wolf, dem in seiner Jugend die Armuth nicht verstattete, ein Klavier zu kaufen, und der, wie Pignata, seine ersten Sonaten auf dem Tische componirte. Weder Armuth noch Gewalt vermögen das Genie einzukerkern. Ernst Wilhelm Wolf war mehr als Genie, er war der redlichste Biedermann, der unbestechbarste Freund der Wahrheit; in seinem Herzen war Wärme, und in seinem Kopfe Licht; ihm mangelte nichts, als die elende Kunst seinen Rücken zu beugen. Friede sei mit seiner Asche! — Soll ich den Leser um Vergebung bitten, daß ich im Vorbeigehen eine Blume auf sein Grab warf? —

Als Pignata mit diesen Gesängen fertig war, fing er an, selbst Lieder zu dichten. Er that es bei Nacht, weil auch der einzige Freund der Unglücklichen, der Schlaf, ihn floh. Am Tage komponirte er seine Lieder, und sang sie mit heller Stimme. Schade, daß uns von diesen Kunst-

produkten nichts aufbewahrt worden. Dem sei nun wie ihm wolle, so erreichte er doch dadurch seinen Zweck, die Langeweile aus ihrem Tempel zu verbannen; er dichtete, sang und trommelte acht Monate lang auf dem Tische.

Die Herren Inquisitoren verfuhren indessen mit der bedächtlichsten Langsamkeit, und der arme Pignata merkte bald, daß ein Menschenalter nicht zureichen würde, sein Schicksal zu entscheiden. Nun fing er an, auf die Möglichkeit einer Flucht du denken. Der bloße Gedanke daran war schon Kühnheit. Er besaß weder Messer noch Schere, noch das kleinste eiserne Werkzeug, und es schien ihm nichts übrig zu bleiben, als die Hoffnung auf die Erscheinung eines Engels, der ihm, wie einst dem Paulus, seinen Kerker aufschließen werde. Aber leider ist es schon lange her, daß die Engel sich ganz von der menschlichen Gesellschaft zurück gezogen haben, ob ich gleich nicht begreife, welche Gründe sie für ihre Ungeselligkeit anführen könnten? Denn wir sind heut zu Tage nicht um ein Haar besser oder schlechter als vormals.

Eines Tages zog der Gefangenwärter von ungefähr eine aus Stroh geflochtene Dose aus der Tasche. Pignata besah sie neugierig, und der Kerkermeister erzählte ihm, daß sie das Werk eines Gefangenen sei, der, weniger eingeschränkt als er, die Erlaubniß genieße, Kästchen, Schachteln, Dosen, Scherenfutterale, und dergleichen Dinge, aus Stroh zu verfertigen. Pignata hatte in seiner Jugend

von einem Kapuziner diese Arbeit als ein Spielwerk erlernt. Es ist keine Kunst so schlecht, daß sie dem Menschen nicht irgend einmal im Laufe seines Lebens einen Vortheil brächte. Wie ein Blitzstrahl fuhr es dem nach Freiheit Dürstenden durch die Seele: »wie wenn auch ich von den Superioren des heiligen Gerichts diese Erlaubniß erbetteln könnte? Dann würde man mir auch die kleinen, zu dieser Arbeit nöthigen Werkzeuge zugestehen müssen, ich würde einen Schatz von Scheren, Federmessern, Nadeln, Garn, Leim und Pappe sammeln; ein Schatz, der in meiner Lage mehr werth ist, als die Kostbarkeiten des delphischen Orakels. Freilich wird man Schwierigkeiten machen, aber vielleicht erreiche ich meinen Zweck eher, wenn es mir gelingt, etwas Neues in dieser armseligen Kunst zu erfinden.»

Von dem Augenblicke an war jede Kraft seines Geistes, jede Anstrengung seines Talents auf Stroharbeit gerichtet; er fand in seiner Tasche ein kleines Stück Reißblei eines Nagels groß, er riß ein Blatt Papier aus dem Gebetbuche und die einzige Stecknadel aus seinem Halskragen. Mit Hilfe dieser drei Werkzeuge entwarf er Muster nach einem neuen Geschmack, und da er wohl wußte, daß ein auffallender Name dem Dinge mehr Ansehen verschaffen würde, so nannte er die Arbeit, die er zu liefern versprach, die Indianische.

Mit diesen Proben seiner Geschicklichkeit ausgerüstet, wagte er es nunmehr, seine Bitte dem Kommissär vorzu-

tragen, der jede Woche die Gefängnisse besuchte. Der Mönch blinzelte freundlich auf die Zeichnungen, zuckte die Achseln, wandte ein, daß eine solche Erlaubniß in den sogenanten geheimen Kammern höchst selten verstattet werde, versprach aber doch, seine Bitte der heiligen Versammlung vorzutragen, und diese hohe Gnade wo möglich für ihn auszuwirken. Wenn er indessen Vergnügen am Zeichnen fände, so wolle man ihm Papier und Reißfeder nicht versagen.

Natürlich mußte auch schon das einem Menschen großen Trost gewähren. Mit kindischer Freude übte er sich nun wieder in einer Kunst, die seit fünfzehn Jahren von ihm vernachläßigt worden war, und der Kerkermeister, der ihn viermal des Tages besuchte, fand seinen Tisch jederzeit mit kleinen niedlichen Bildern bedeckt, von welchen Pignata, um seine Gunst zu gewinnen, ihm zuweilen einige für seine Kinder schenkte.

Um diese Zeit begab es sich, daß ein neuer Gefangenwärter sein Amt antrat, der gern ein Gläschen über den Durst trank, und, wie alle Bacchusbrüder, zugleich der Venus nicht abhold war. Der Mensch hatte eine Geliebte. Er hielt seinen Gefangenen, den er immer mit der Bleifeder in der Hand antraf, für einen großen Maler und setzte es sich steif und fest in den Kopf, Pignata werde ihm das Konterfei seines Mädchens liefern können, ob er sie gleich nie gesehen habe. Es kommt ja nur auf eine deutliche Beschrei-

bung an, dachte er, und in diesem Wahn marterte er sich täglich, um dem Künstler eine genaue Zeichnung in Worten von allen Reizen seiner Donna darzustellen; täglich schilderte er ihr schwarzes Auge, ihre rothen Lippen, ihr kastanienbraunes Haar; Pignata hörte aufmerksam zu, lächelte seiner Dummheit, und beschloß Vortheil daraus zu ziehen.

»Ich will dir zu Gefallen einen Versuch machen, sagte er, »aber verschaffe mir ein Federmesser, um mein Reißblei zu spitzen.»

Der Kerl stutzte bei diesem Ansinnen, und sprach viel von seiner Pflicht, die ihm eine solche Gefälligkeit auf das strengste verböte. Aber die Liebe siegte endlich über alle seine Bedenklichkeiten, und er brachte Pignata ein Federmesser, unter der Bedingung, es ihm am andern Morgen unfehlbar zurück zu geben.

Der Gefangene ging nun rasch an die Arbeit, entwarf ein weibliches Brustbild in römischer Tracht, und setzte die Züge des Gesichts aus schwarzen Augen und rothen Lippen zusammen. Der Kerkermeister gerieth in Entzücken, fiel dem Maler um den Hals, und schwur, das Bild sehe seinem Mädchen so ähnlich, als ein Tropfen Wasser dem andern. Er rückte auch sogleich mit einem neuen Anliegen hervor: ihm nämlich einen Liebesbrief zu entwerfen; und so wurde der arme Pignata aus einem Sekretär verschiedener Cardinäle, die sich im Range den Churfürsten gleich schätzen, der

Maler und Vertraute eines versoffenen Kerkermeisters. Doch er schmiegte sich gern in diese neue Rolle; denn ein Federmesser war der köstlichste Preis derselben, und so lange die Korrespondenz dauerte, wurde es nicht zurückgefordert.

Eines Tages ging der verliebte Gefangenwärter in ein Wirthshaus, trank ein wenig zu oft auf die Gesundheit seiner Donna, fing in der Trunkenheit unnütze Händel an, und ward von der heiligen Inquisition plötzlich aus dem Dienste gejagt. Jetzt erinnerte er sich des Federmessers, und weil ihm bange war, daß seine Gefälligkeit noch schlimme Folgen für ihn haben könne, so ersuchte er seinen Nachfolger im Amte, das gefährliche Instrument zurück zu fordern. Pignata aber verließ sich darauf, daß der Weggejagte sich schwerlich unterstehen werde, die Sache laut werden zu lassen, und läugnete frisch weg. »Dein Vorgänger,« sprach er, »war fast immer besoffen, wer weiß, wo er das Federmesser gelassen hat.« — So bemächtigte er sich ohne weitere Einwendung eines Schatzes, dem er einst seine Freiheit zu verdanken hoffte, und verbarg ihn mit ängstlicher Sorgfalt.

Noch mancher Monat verstrich, sein Prozeß rückte nicht um ein Haar weiter, seine Lage wurde weder schlimmer noch besser. Zweimal des Jahres, nämlich gegen Weihnachten und Ostern, wurde die Herde der Gefangenen in einen großen Saal zusammen getrieben, um sie zu überschauen; man nannte das eine Visitationsversammlung.

Hier sah Pignata mit Wehmuth manche seiner vormaligen Gefährten wieder, die Kummer und Gram in hohläugige Gerippe verwandelt hatte; da sie hingegen mit Erstaunen die Farbe der Gesundheit auf den Wangen des ehemals kränklichen Jünglings erblickten.

Papst Alexander VIII. starb, Innocenz XII. wurde an seine Stelle erwählt, und da man gewöhnlich von einem neuen Regenten sich mehr Gutes verspricht, als von seinem Vorfahren, so hofften auch die armen Gefangenen bei dieser Gelegenheit auf ihre Erlösung. Aber vergebens! Einer der Inquisitoren, ein gewisser Bernini, war ein heimlicher Feind des Gabriel'schen Hauses, seine hämischen Berichte verdarben alles, und nach zwei Jahren erfolgte ein strenges Urtheil. Zwar wurden die Ketzer vom Banne losgesprochen, aber — ein ewiges Gefängniß! das war zu hart für Menschen, deren der Aelteste nicht mehr als 32 Jahre zählte. Ein schwacher Trost blieb ihnen freilich noch übrig. Die Versammlung hatte sich nämlich die Macht vorbehalten, wenn sie in Zukunft wahre Reue erblicken würde, die Strafe zu mildern; doch sollte die Gefangenschaft wenigstens fünfzehn bis zwanzig Jahre dauern. Was konnte ihnen dann die Freiheit nützen? wenn sie einst als Greise aus ihren Gräbern hervorgingen, die eine Hälfte ihrer Freunde todt, und von der andern sich vergessen fanden? wenn sie am Bettelstabe herumschleichen mußten, die Jugendkräfte vertrocknet waren, und mit ihnen jede Hoffnung, sich ein Stück Brot im Alter zu erwerben?

Pignata würde in Verzweiflung gerathen sein, hätte nicht die Hoffnung ihm mit leiser Stimme zugeflüstert: versuche zu entfliehen! — Ihm war zwar noch kein Beispiel einer solchen gelungenen Flucht bekannt, jähe Felsen thürmten sich vor ihm auf, aber das Senfkorn seines Glaubens wurzelte im dürren Sande, Tag und Nacht sann er auf Mittel, das große Werk auszuführen.

Nach einem halben Jahre erhielt er endlich die so sehnlich gewünschte Erlaubniß, kleine Stroharbeiten zu verfertigen, und man gab ihm eine kleine Schere zurück, die er am Tage seiner Gefangennehmung in der Tasche trug. Diese Schere — noch im hohen Alter konnte er sie nie ohne Thränen vorzeigen, sie lag, wie ein Brillant in Baumwolle gewickelt, in einem kostbaren Futteral; noch im hohen Alter drückte er sie oft mit jugendlicher Inbrunst an seine Lippen, denn diese Schere zerschnitt seine Bande.

Seine erste Arbeit war ein kleiner Schrank von Pappendeckel in Gestalt eines Krugs, den man oben und von der Seite öffnen konnte; beim Aufmachen wurde man durch einen kleinen Frauenzimmerputztisch überrascht, der einen Spiegel, Schreibzeug und dergleichen mehr enthielt. Das Ganze war mit Stroh ausgelegt, und durch kleine Bilder, mit der Feder gezeichnet, hin und wieder verziert.

Dieser wohlgerathene Versuch machte ihn berühmt, und verschaffte ihm die unschätzbare Erlaubniß, sich Far-

ben zu kaufen, um seine Bilderchen zu illuminiren. Es möchte auf den ersten Anblick scheinen, als ob diese Farben ihm zu seiner Befreiung wohl keine wesentlichen Dienste geleistet haben würden; allein Pignata sah weiter zwischen seinen öden Mauern, als wir auf unserm Sofa; die Freiheit des Farbeneinkaufs gab ihm Gelegenheit sich einen Vorrath von Bleiweiß anzuschaffen, und er wußte, daß ein Blatt Papier, mit Bleiweiß überstrichen, ein Loch in der Mauer ganz vortrefflich verbirgt.

Dem gesprochenen Urtheile zufolge, erhielten die Gefangenen nunmehr die Absolution, und mit ihr die trostreiche Erlaubniß, an Feiertagen in die Messe, und alle vierzehn Tage zur Beichte gehen zu dürfen. Hier gelang es Pignata, mit einem alten Schulfreunde, Namens Alfonsi, dann und wann ein Wort zu reden, ihm auch wohl heimlich ein Billet in die Hand zu stecken. Sie verabredeten auf diese Weise, den Kommissär, so oft er die Gefängnisse besuchen würde, mit Bitten zu bestürmen, damit er ihnen den Trost zugestehen möchte, eine Kammer zu bewohnen, um ihre Leiden gemeinschaftlich zu ertragen.

Der Kommissär konnte ihren anhaltenden Bitten nicht widerstehen, und nach einigen Wochen hielt Pignata mit stummen Entzücken den Jugendfreund in seinen Armen. Ueberall, auf jedem Pfade des Lebens, selbst auf Rosenpfaden, wandelt sich's lieblicher an der Hand eines Freundes; wo aber vollends Dornen auf den Weg gestreut sind,

o! da vermag nur ein Freund oder eine Geliebte die Stacheln abzustumpfen, und Oel auf die wunden Füße zu träufeln. Pignata und Alfonsi erquickten sich wechselseitig durch süße Träume von einer baldigen Erlösung, und ihre Gespräche über diesen Gegenstand waren unerschöpflich.

Pignata arbeitete fleißig und mit Geschmack. Kleinigkeiten verschenkte er, um sich Gönner zu erwerben; größere Stücke verkaufte er, und sammelte sich einen Schatz von einigen Pistolen. Man fing schon an, Bestellungen bei ihm zu machen. So trug ihm zum Beispiel der Zahlmeister auf, eine Carta gloria, ein In principio und Lavabo für ihn zu fertigen, um einen Altar damit auszuschmücken. Die Arbeit wurde für acht Pistolen bedungen, und der Käufer mußte Pergament, Gold und Farben dazu liefern. Pignata gab ihm ein Verzeichniß von diesen Farben, und setzte mit gutem Vorbedacht sehr viel mehr Bleiweiß darauf, als er wirklich nöthig hatte. In fünfundzwanzig Tagen war das kostbare Werk fertig, vor welchem vielleicht noch heute mancher Andächtler die Knie beugt. Der Künstler gewann, außer dem gelösten Gelde, noch einen kleinen Vorrath von Pergament, Farben und andern dergleichen Dingen, die ihm bei seinem wichtigen Vorhaben wohl zu Statten kommen konnten.

Um diese Zeit verschaffte der Zufall den armen Gefangenen eine kurze Erleichterung. Der Zahn der Zeit hatte so lange schon an den dicken Mauern ihres Kerkers genagt,

daß eine Reparatur nothwendig wurde, weil der Baumeister versicherte, daß die baufälligen Gewölbe den unglücklichen Bewohnern nächstens die Köpfe zerschmettern würden. Die Gefangenen wurden also sämmtlich auf eine andere Seite gebracht, wo sie freier athmen, in einen Garten hinabschauen, auch zuweilen ein paar Worte durch das Fenster, Einer mit dem Andern reden konnten. Ueberdies durften sie hier täglich in die Messe gehen; auf dem Hin- und Herwege gelang es ihnen dann und wann, einen verstohlnen Spazirgang von einigen Minuten zu machen, einen grünen Zweig von den Bäumen zu reißen, oder einen Vogel in der Nähe zwitschern zu hören — o! das waren köstliche Augenblicke für Menschen, die schon so manches Jahr zwischen nackten Mauern eine feuchte Kellerluft hatten einsaugen müssen! Der Strahl von Freiheit, dessen sie genossen, machte sie fast lässig in ihren bisherigen Anstrengungen, so wie ein Hüttenbewohner weniger eilt, sein morsches Dach vor Sturm und Regen zu verwahren, wenn ein blauer Strich am Himmel ihn bald heiteres Wetter hoffen läßt. „Wer weiß," dachte Pignata »ob nicht nach vier oder fünf Jahren der Buße, Schicksal und Menschen sich wieder mit mir aussöhnen, und mir, auch ohne gewaltsame Mittel, meine Freiheit wieder schenken."

Solche Gedanken brachten ihn einst auf den Einfall, sich eine heilige, und folglich mächtige Fürsprache zu ver-

schaffen. Er verfertigte zu diesem Ende ein künstliches Altarstück, wobei ihm ein Kupferstich von Vasari zum Muster diente. Es stellte vor, die Empfängniß der Jungfrau Maria. Der arme Pignata arbeitete anderthalb Jahre daran, und als es endlich fertig war, sandte er es, als ein Gelübde, in ein der heil. Empfängniß geweihtes Nonnenkloster. Die Nonnen bedankten sich höflich, und versprachen seiner in ihrem Gebete zu gedenken. Das war alles, was er durch einen kostbaren Aufwand von Zeit und Geld gewonnen hatte.

Schon über fünf Monate hielten sich die Gefangenen in jenen freundlicheren Wohnungen auf; es war indessen um Weihnachten eine neue Visitationsversammlung gewesen, man wußte, daß die alten Marterkammern ausgebessert sein, und dennoch schien man zu vergessen, daß man die Eingekerkerten nur ad interim menschlicher behandelt habe; ja einer unter ihnen erhielt sogar damals die Erlaubniß, im ganzen Palast des heil. Gerichts frei herum zu gehen. Alles das schienen Gründe, eine baldige gänzliche Erlösung zu hoffen, und wenn Pignata noch immer fort fuhr Materialien zu sammeln, um sich gelegentlich selbst in Freiheit zu setzen, so geschah das mehr aus Gewohnheit. Diese Sammlung erhielt einen neuen, für ihn kostbaren Zuwachs. Einer der Gefangenen nämlich hoffte sich auch etwas zu verdienen, wenn er Tabaksdosen von sogenannten papier machè machte, er wünschte seinen

Dosen die damals zu Rom beliebte Form der Muscheln zu geben, welche die Jakobitenpilgrimme zu tragen pflegten, und bat seinen Unglücksgefährten Pignata, ihm eine solche Muschel in Kreide auszuhöhlen, um alsdann eine Gipsform darein zu gießen. Pignata war sogleich willig, eine überflüssige Quantität Kreide wurde angeschaft, und den größten Theil derselben behielt der Künstler für seine Mühe.

Einst, an einem Donnerstage, hörte man plötzlich, bei kaum anbrechender Morgenröthe, die Gartenthür öffnen. Gefangene sind natürlich immer neugierig, jede Kleinigkeit, die sie ihr Elend auf einige Augenblicke vergessen macht, ist ihnen interessant; da sie also zu so ungewöhnlicher Stunde die Riegel klirren hörten, stürzten sie sämmtlich an die Fenster. Der Kerkermeister trabte mit ernsten Blicken durch den Garten, und verfügte sich geradeswegs in die Kammer eines gewissen Moliers, den er, halb angekleidet, im Schlafrocke davon führte.

Keiner der übrigen wich vom Fenster; jeder war begierig, zu sehen, ob Moliers zurückkommen werde, und was dieser ungewöhnliche Vorfall zu bedeuten habe. Jeder äußerte seine Muthmaßungen darüber, und sie dissputirten noch, als der Kerkermeister abermals erschien, und diesesmal bei Pignata einkehrte. »Folgen Sie mir wie Sie gehen und stehen!« redete er ihn hart an, und Pignata mußte, wie vorher Moliers, im Schlafrock mit fortwandern, und

wurde in diesem Negligee vor dem Generalkommissär gebracht.

»Es thut mir leid,« sagte dieser mit wahrer oder erheuchelter Güte, »Ihnen eine unangenehme Nachricht geben zu müssen. Se. Päpstliche Heiligkeit haben, ich weiß nicht durch wen, erfahren, daß die Reparatur der geheimen Kammern vollendet ist, und befohlen, jeden Gefangenen sogleich wieder an seinen alten Ort zu bringen. Ertragen Sie diese neue Widerwärtigkeit mit Geduld,« und — setzte er mit leiserer Stimme hinzu — »Gott verzeihe dem, der Schuld daran ist!« —

Pignata faßte sich so gut er konnte, und bat nur allein um die Gnade, ihm alle die Kleinigkeiten verabfolgen zu lassen, welche er zu Verfertigung seiner Stroharbeit gebrauche, und in seiner bisherigen Wohnung zurückgelassen habe. Dies Gesuch wurde bewilligt, er betrat schwermüthig seine alte Marterkammer, und wenige Stunden nachher sah er sich im Besitz seiner Schätze.

Ach! aber den kostbarsten Schatz, seinen Freund, hatte man ihm vorenthalten. Alfonsi war ihm zwar nahe, er bewohnte die nächste Kammer an der seinigen; doch eine dicke Mauer schied sie, sie konnten sich hören, aber nicht sehen.

Von neuem bestürmten die beiden Unglücksgefährten in jeder Woche den menschenfreundlichen Visitator. »Wodurch,«

sprachen sie, »haben wir den einzigen Trost im Elend verscherzt? wodurch uns einer Gnade unwürdig gemacht, die man uns für immer zugestanden?« — Man wand ihnen ein, daß ihre jetzigen Kammern zu klein wären, um zwei Gefangene zu beherbergen, und Pignata zog mit großer Geistesgegenwart selbst aus dieser Einwendung Nutzen. Er hatte nämlich bemerkt, daß unter allen Wohnungen dieses höllischen Gebäudes, nur eine einzige sei, welche, weil sie gerade an der Ecke des Hauses lag, weder mit dem Graben, noch mit der vierzig Schuh hohen Mauer umgeben war; gelang es ihm dort ein Loch durch die Wand zu brechen, so befand er sich gleich auf der Straße. Von dem Kerkermeister wußte er, daß jene Wohnung etwas geräumiger sei als die übrigen, und das nahm er zum Vorwand, für sich und seinen Freund darum zu bitten. Man war weit entfernt zu argwöhnen, welche Hoffnungen und Aussichten hinter dieser Bitte verborgen waren, und gestand sie endlich zu.

Mit einem Freudengeschrei flogen Pignata und Alfonsi sich einander in die Arme. Sie liebten sich mehr als Brüder; denn nicht Erziehung oder Gewohnheit, sondern das Unglück war die Mutter ihrer mehr als brüderlichen Liebe. Menschen, die durch Freude und Wohlleben an einander gefesselt werden, sind verwachsene Rosensträuche; Menschen, die das Elend verkettet, sind verschlungene Eichbäume.

Nach der ersten Aufwallung durchspähten sie mit neugierigen Blicken ihren neuen Kerker. Er bestand eigentlich

aus drei Kammern. Die erste war nur eine Art von kleinem Vorgemach, durch welches man in die zweite gelangte, die nur allein durch das Fenster der dritten Licht erhielt, und folglich sehr dunkel war; eine Eigenschaft, die den beiden Freunden, aus begreiflichen Ursachen, gar nicht mißfiel. Sie hatten jetzt alle Hoffnung aufgegeben, durch Menschengnade befreit zu werden, und waren daher fest entschlossen, sich nicht zum zweiten Male einschläfern zu lassen, sondern alles zu versuchen, was der große, erfindungsreiche Schöpfer, die Noth, ihnen eingeben würde.

Eines Tages wurde Pignata eilig zu dem Pater Untervicarius gerufen. Er ging und grübelte unterwegs über die möglichen Ursachen dieses Besuchs. Aber man denke sich, wie er überrascht, wie sein Herz zermalmt wurde, als er des Paters Thür öffnete, und seine alte mehr als neunzigjährige Mutter, nebst seinem einzigen Bruder ihm in die Arme stürzten. Dieser Bruder stand in Diensten des Fürsten von Eggenberg zu Grätz, er war nach Rom gekommen, um der alten verlassenen Mutter einigen Trost, und ihre zerrütteten Umstände in Ordnung zu bringen. Da er die Befreiung seines Bruders nur wünschen, aber nicht hoffen durfte, und die betagte Mutter nicht hilflos zurück lassen wollte, so überredete er sie, trotz ihres hohen Alters, mit ihm nach Deutschland zu ziehen. Sie willigte endlich unter der Bedingung ein, ihren Sohn Joseph noch einmal vor ihrem Ende zu sehen. Sie wankte selbst an ihrem Stabe vor die Ver-

sammlung des heil. Gerichts, und bat um Gottes willen mit heißen Mutterthränen um diese Gnade. Ihr ehrwürdiges Alter, ihre Kränklichkeit, ihre mütterliche Angst, ihre Thränen rührten selbst jene Tiger; Pignata's Kerker öffnete sich, und er genoß die unaussprechliche Wonne, seine Lieben noch einmal an sein Herz zu drücken.

Natürlich wurde bei dieser betrübten Zusammenkunft mehr geweint als geredet. Der Bruder schenkte ihm einen kleinen Diamantring, und die Mutter einige ersparte Doppeldukaten. Den Ring ließ man ihm, aber das Geld mußte er dem gegenwärtigen Pater Vicarius in Verwahrung geben.

Die gute Alte konnte ihre zitternden Arme von dem geliebten Sohne gar nicht wieder los machen. Sie bedeckte ihn mit Küssen und Thränen, und bat ihn — bei jedem Worte von Schluchzen unterbrochen — nicht in Verzweiflung zu gerathen. Der Bruder suchte ihn durch das Versprechen zu trösten, ihm einige vielvermögende Empfehlungsschreiben an den Papst zu verschaffen. Der Pater erinnerte endlich, daß es Zeit sei, diesen Besuch abzukürzen. Man riß die neunzigjährige Mutter weg von ihrem unglücklichen Sohne; sie zerfloß in Thränen, und Pignata kam in dumpfer Betäubung in seine Zelle zurück.

Mutterzähren und Bruderkuß hatten den Wunsch nach Freiheit in ihm nur noch lebhafter erweckt. Wachend und

träumend sann er auf Mittel, die sechs Schuh dicke Mauer zu durchbrechen; aber wie hätte er mit einer Schere und einem Federmesser — die einzigen Werkzeuge, die er besaß — ein Loch machen können, so groß als nöthig war, um einen menschlichen Leib hindurch zu schmiegen? — Noth und Verlangen nach Freiheit brachten ihn auf einen lustigen Einfall.

»Ehrwürdiger Vater!« sagte er einst zu dem Obervicarius, der, wie gewöhnlich, die Gefangenen alle Woche einmal besuchte, »ich habe etwas zu bitten.«

»Redet!« versetzte der Pater.

Pignata zog ihn geheimnißvoll bei Seite. »Die schreckliche Folter, die ich auf Befehl des heiligen Gerichts habe ausstehen müssen, hat mir einen Bruch zuwege gebracht, und aus falscher Scham habe ich es bis jetzt verschwiegen. Da aber das Uebel immer ärger wird, so sehe ich mich genöthigt, um ein Bruchband zu bitten.«

»Ich werde Euch einen Wundarzt schicken,« sagte der Pater, »und wenn er ein Bruchband für dienlich hält, so sollt Ihr es haben.«

Der Wundarzt kam. Pignata war von Natur auf einer Seite etwas dicker als auf der andern, und da er sich bei jeder Berührung des Wundarztes stellte, als ob er die grausamsten Schmerzen empfände, so wurde es ihm leicht, den ehrlichen Mann zu hintergehen, der überdies keinen Betrug argwöhnte, weil er den Zweck desselben unmöglich errathen

konnte. Er ging, mit dem Versprechen, sogleich ein Bruchband zu bestellen. »Lassen Sie ja gutes, starkes Eisen dazu nehmen,« rief Pignata ihm nach, »denn wenn es schadhaft werden sollte, so ist hier Niemand, der es mir ausbessert, und ich muß wieder auf's neue mit tausend Schwierigkeiten kämpfen.

Nicht ohne Ursache empfahl er dem Wundarzt gutes starkes Eisen; denn mit diesem Eisen hoffte er, den Kalk von den Ziegelsteinen abzustoßen, und sich nach und nach in die Mauer einzugraben. Als man ihm das Bruchband brachte, verbarg er seine Freude, legte es sogleich um den Leib, und heuchelte Schmerzen durch ein verzogenes Gesicht. Auch schlug er zuweilen des Morgens, wenn der Gefangenwärter hereintrat, als von ungefähr, den Schlafrock zurück, um zu zeigen, daß er es wirklich trage. Freilich schien auch dieses Eisen noch immer viel zu schwach, eine sechs Schuh dicke Mauer zu durchbohren, und der erste hoffnungsvolle Blick, den er darauf warf, wurde unwillkürlich von einem zweifelschwangern Seufzer begleitet.

Eines Abends — es war am Himmelfahrtstage der Jungfrau Mutter — lag Pignata schon im Bette, und vollendete eben ein inbrünstiges Gebet, als ihm eine innere Stimme plötzlich zuzuflüstern schien: »Warum beharrst du so hartnäckig auf dem Vorsatz durch die dicke Mauer zu graben? Warum suchst du nicht lieber das Gewölbe zu durchbrechen?«

Ein sanfter Strahl schien bei diesem Gedanken seinen Kerker zu erleuchten; er sprang hastig aus dem Bette, warf sich entzückt auf seinen schlafenden Gefährten, und rief: Philipp! Philipp! wir sind frei!

Alfonsi taumelte auf von seinem Lager, und fragte unmuthig, ob er träume? — »Kein Traum, theurer Bruder! fast gerathe ich in Versuchung, es für eine göttliche Eingebung zu halten. Schau her! gerade über deinem Bette ist die Mitte des Gewölbes; nun sind aber die stärksten Gewölbe in der Mitte nicht dicker als zwei Schuh; mit der Mauer würden wir kaum in zehn Tagen fertig werden, das Gewölbe können wir in wenigen Stunden durcharbeiten. Ueber unserm Kerker ist, wie du weißt, das Zimmer des Pater Kommissarius, aus dessen Fenstern wir leicht auf die Straße herab gleiten werden.«

Alfonsi machte zwar noch die Einwendung, daß der Sprung allzuhoch sein werde, aber Pignata nahm es auf die leichte Achsel, und meinte, wer im Stande sei, sich fünfzig Fuß tief herabzulassen, den müßten zehn Fuß mehr oder weniger nicht abschrecken. Man glaubt gern, was man wünscht und hofft; Alfonsi wurde von dem Entzücken seines Freundes angesteckt, beide fielen in bloßen Hemden auf ihre Knie, und sangen ganz leise: Herr Gott, dich loben wir!

Sobald es Tag wurde, war ihre erste Sorge, die Höhe des Gefängnisses mit einem Besenstiele auszumessen; es

war siebenzehn Fuß hoch. Darauf nahm Pignata das Maß ihres sämmtlichen Hausraths, der Betten, Tische und Stühle. Er berechnete, daß sie die beiden Betten eines über das andere setzen, auf diese zwei Tische neben einander, und auf diese hinwiederum den dritten Tisch stellen mußten, und daß alsdann höchstens noch ein Stuhl nöthig sei, um bis an das Gewölbe zu reichen. Decken und Matratzen sollten ringsumher ausgebreitet werden, damit die herabfallenden Mauersteine kein Getöse verursachen möchten.

Freilich blieb alles das unthunlich, so lange der Pater Kommissär über ihnen hauste, sie wußten aber, daß diese Zimmer nur seine Sommerwohnung waren, und daß er, wenn die Schwalben davon zögen, auch ein wärmeres Nest zu suchen pflege. Auch hatten sie gehört, daß man aus Furcht vor der Pest die Thore und Ausgänge nach Neapel versperrt habe; gerade diese Thore waren es, durch welche sie zu entwischen hofften, sie mußten also auch die Aufhebung dieser Vorsichtigkeitsmaßregel erst abwarten; lauter Hindernisse, die ihre Geduld auf harte Proben setzten.

Indessen vertrieben sie sich die Zeit mit nöthigen Vorbereitungen zu ihrer Flucht. Pignata verbarg eine weiße wollene Decke in seinem Bettstroh, um sich ihrer dereinst als ein Einsiedlergewand zu bedienen. Seine Perücke und Weste versprach er an Alfonsi zu überlassen. Da die Gefangenwärter des Abends alle Lichter auszulöschen pflegten, so dachte er auf Mittel, sich auch des Nachts Licht zu verschaf-

ten. Er machte eine Laterne von Pappendeckel, die er inwendig mit Tinte schwärzte, und eine von seinen Farbenmuscheln darein verbarg. In diese goß er Oel, und drehte dazu einen Docht aus Baumwolle, von dem Unterfutter seines Schlafrocks. Dies Lämpchen täuschte den wachsamen Kerkermeister, indem es des Abends unbemerkt in einem Winkel fortbrannte. Unter dem Vorwand, der Weihnachtsversammlung des heiligen Gerichts ein Meisterstück seiner Kunst darbringen zu wollen, verschaffte er sich auch noch einen ziemlichen Vorrath von Farben und Garn; kurz, er verabsäumte nichts, wovon er sich auch nur den entferntesten Nutzen versprechen durfte.

Was blieb ihm auch übrig als das Vertrauen auf eigene Kraft? Denn die letzte Hoffnung, auf eine gesetzliche Art erlöst zu werden, benahm ihm ein gewisser Pater Marchesi, Untersucher der ketzerischen Lehrsätze bei dem heiligen Gericht, und Beichtvater des unglücklichen Pignata. Der Papst — so erzählte der ehrliche Mann — sei unbeweglich.

»Wohlan!« dachte Pignata bei dieser trostreichen Versicherung, »so habe ich denn nichts mehr auf's Spiel zu setzen, und darf alles wagen. Von der Pest war nichts mehr zu befürchten, alle Thore standen offen, und nur der beschwerliche Einwohner über ihren Köpfen hielt sie noch von der Ausführung ab. Auch die Sorge, daß das Eisen des Bruchbands zu dünn und biegsam sein würde, um Steine damit aus der Mauer zu brechen, hob der Zufall. Denn als

Pignata einst, von dieser Sorge gequält, in seinem Kerker auf und nieder ging, fielen seine Augen von ungefähr auf eine Stelle, wo vormals eine Thür gewesen. Die Thür hatte man zugemauert, aber die großen, eisernen, in Blei festgelötheten Angeln derselben waren stehen geblieben.

Gott ist mit uns! rief Pignata, und fing sogleich an, mit seiner Schere den Kalk umher los zu kratzen, eine beschwerliche Arbeit, die er, durch öfters darauf gespritzten Essig zu befördern suchte, und so emsig darauf erpicht war, daß er nach drei Tagen eine dieser Angeln glücklich herauszog. Um den Kerkermeister zu täuschen, verschmierte er die Stelle mit Kreide, setzte eine andere Angel darauf, die er künstlich von Pappendeckel verfertigte, und mit Eisenfarbe überstrich, tünchte das Ganze mit Bleiweiß, und gab dem Dinge ein so natürliches Ansehen, daß auch das geübteste Auge dadurch hintergangen wurde. Die eiserne eroberte Angel trug er lange Zeit an seinem Bruchbande, wo sie freilich Niemand suchte.

Oft, wenn beide Freunde die verhaßten Mauern schon durchbrochen zu haben träumten, warfen sie die Frage auf: wohin dann fliehen? — Nach Florenz, war Pignata's Meinung, und von dort über Genua nach Frankreich; in Lyon oder Marseille wollten sie ausruhen, und an ihre Verwandte um Geldhilfe schreiben. Diese Wanderschaft sollte aber nur bei Nacht vor sich gehen, am Tage wollte man in Wäldern und Gräben Schlupfwinkel suchen.

Oft banden sie auch die Gürtel ihrer Schlafröcke an das ziemlich hohe Fenstergitter, um das Herabrutschen an einem Seile auf diese Art zu versuchen. Pignata warnte seinen Freund, die Füße wohl um das Seil zu schlingen, um langsam und sicher daran herunter zu gleiten; Alfonsi übte sich in dieser Kunst, und es ging gut von Statten.

Indessen hatte der rauhe November das letzte Blümchen zertreten, und der Nordwind den letzten Zephyr verjagt. Am sechsten dieses Monats — für Pignata ein Frühlingstag — hörten die beiden Freunde einen anhaltenden Lärm über ihren Köpfen. Thüren wurden auf und zugeschlagen, Möbeln durcheinander geworfen, Stühle scharrten, Menschenstimmen riefen. Bald rutschte ein schwerer Kasten die Treppe herab, bald trampelten die Träger auf den Stufen. Kurz, alles verkündete den Auszug des Pater Kommissarius. Man denke sich die Stimmung der Gefangenen! sie lauschten mit zurückgehaltenem Athem, um keinen der lieblich klingenden Töne zu verlieren. Glut stieg auf ihre Wange, eine Thräne in ihr Auge, sie sahen sich schweigend und freundlich an, und als nun endlich die Thüren oben für ein halbes Jahr verschlossen wurden, als sie den Schlüssel zum letzten Mal umdrehen hörten, das Getümmel sich in Todtenstille verwandelte; da sanken sie einander in die Arme, und jeder fühlte des Freundes warme Zähre an seiner Wange.

Ihre Ungeduld verstattete ihnen nicht einmal die Nacht abzuwarten. Sie wußten, daß die Stunde, in welcher der Kerkermeister sie zu besuchen pflegte, noch fern sei, und thürmten daher sogleich ihr Gerüst auf, um einen ersten Versuch zu wagen. Mit der Schere bewaffnet stieg Alfonsi hinauf, und begann an den Steinen zu kratzen, indessen Pignata an der äußeren Thüre Wache hielt, und ängstlich horchte, um nicht überrascht zu werden.

»Wie geht es?« rief er dem Arbeitenden zu. »Schlecht,« antwortete dieser, »die Mauer scheint aus Diamanten gemacht zu sein.«

Auf diese unwillkommene Nachricht hielt Pignata für rathsamer, die Dunkelheit der Nacht abzuwarten, Alfonsi stieg herunter, das Gerüst wurde auseinander genommen, alles wieder an seinen gehörigen Platz gestellt, und der letzte Besuch des Kerkermeisters mit unruhigem Verlangen erwartet. Er kam gähnend, schaute mit Augen voll Schlafs umher, sah das Lämpchen nicht, das im Winkel brannte, wünschte wohl zu ruhen, und ging seiner Wege.

Kaum war er fort, noch hörte man das Rasseln seiner Schlüsseln in der Ferne, als das Gerüste schon wieder emporstieg; Decken und Matratzen wurden auf die Erde gebreitet, und Pignata fing nun selbst an, mit dem Eisen seines Bruchbands das Gewölbe an verschiedenen Stellen zu untersuchen. Da es vor Kurzem ausgebessert worden, so fand

er manche Stelle noch ganz frisch, und es gelang ihm, ein Loch hinein zu arbeiten, so groß, daß er seine Hand hindurch stecken konnte. Nun bediente er sich der Angel, arbeitete gewaltig an den Steinen, und brach endlich einen derselben in kleine Stücken. Hiemit begnügte er sich diesesmal, denn seine Kräfte waren erschöpft. Er spritzte mit dem Munde Essig in das Loch, und verklebte es mit einem Blatt Papier, welches mit Bleiweiß überstrichen war. Hierauf brachten sie das Zimmer wieder in Ordnung, und genossen beide der nöthigen Ruhe.

In der zweiten Nacht fand es sich, daß die große Menge des hineingespritzten Essigs vortreffliche Dienste gethan hatte. Der vorsichtige Pignata hatte in den letzteren Monaten seinen Salat immer ohne Essig verzehrt, um denselben zu wichtigeren Bedürfnissen aufzusparen. Das Loch wurde in dieser Nacht weit tiefer und größer gemacht, und sie konnten bereits die Ziegelsteine fühlen, womit das Zimmer des Kommissärs gepflastert war. Sie hofften, daß ihnen nun nichts weiter übrig bleibe, als die Ziegelsteine mit den Köpfen aufzuheben, und so wie Geister aus dem Boden heraufzusteigen. Doch der größte Theil der Nacht war bereits verstrichen, sie verklebten daher das Loch, warfen Kalk und Steine in das heimliche Gemach, und legten sich zu Bette.

Als sie am andern Morgen erwachten, wurden sie mit Schrecken gewahr, daß ihre Arbeit das Gefängniß mit

einer dicken Staubwolke angefüllt hatte. Damit dieser ungewöhnliche Staub den Gefangenwärter nicht aufmerksam machen möchte, griff jeder zum Besen, als man ihn kommen hörte, und fegte singend mit großer Emsigkeit, um den Spürhund glauben zu lassen, der Staub sei durch dieses Fegen entstanden. Die List gelang. Zwar sagte der Kerkermeister, als er die Thür aufschloß: »was Teufel macht ihr da für einen Staub?" — aber er bekümmerte sich nicht weiter darum.

Dieser ganze Tag wurde zu den nöthigen Vorbereitungen angewandt. Pignata nähte aus zwei Handtüchern einen Sack zusammen, dergleichen die Bettelmönche zu tragen pflegen. Dieser Sack war bestimmt, sein kleines Geräth, und mehrere Stücke von Stroharbeit zu verwahren, die er in Vorrath verfertigt, und in der Noth Geld daraus zu machen hoffte. Zwei wollene Bettdecken erhielten die Gestalt der Einsiedlerkutten, ein Kostüm der Eremiten des Klosters unserer lieben Frauen an der Engelspforte. Die Betttücher wurden entzwei geschnitten, an einander genäht, und gewannen eine hinreichende Länge, um sich achtzig Schuh tief herunter zu lassen.

Jetzt hatte der Kerkermeister bereits seinen letzten Abendbesuch abgestattet. Pignata und Alfonsi knieten nieder, umarmten sich fest, baten Gott um seinen Beistand, schwuren sich ewige brüderliche Liebe, und versprachen einander sich nie zu verlassen. Nach dieser rührenden, von Thränen der Hoff-

nung und Wehmuth begleiteten Scene, thürmten sie ihr Gerüst zum letzten Mal empor. Aber das Aufheben der Ziegelsteine mit den Köpfen ging nicht so leicht als sie geglaubt hatten. Das Unglück wollte, daß gerade auf dieser Stelle ein alter schwerer Sessel stehen mußte, der durch sein Gewicht großen Widerstand leistete. Nach langer Arbeit, bei welcher Angst und Noth die Kräfte verdoppelte, zerbrach Pignata endlich einen der Ziegelsteine, fuhr mit dem Arme durch das Loch, und rückte den Stuhl bei Seite.

Nun ließen sich die übrigen Steine mit leichter Mühe wegschaffen. Freudig sprang Pignata herunter, schnitt seinem Freunde rasch die Haare ab, und gab ihm seine Perücke. Ihre Kleider warfen sie in das heimliche Gemach, damit niemand muthmaßen könnte, wie sie bekleidet wären. Unter dem Vorwand von Zahnschmerzen hatte sich Pignata schon seit zwei Monaten den Bart nicht abnehmen lassen, um sein Gesicht auf der Flucht desto unkenntlicher zu machen. Zwei Briefe ließen sie auf dem Tische zurück, einen an den Pabst, und den andern an den Pater Kommissarius. Diese Briefe enthielten Bitten um Vergebung ihres Wagestücks, und kleine Vermächtnisse von dem Gelde, welches in den Händen der Inquisition zurückblieb. Beides hätten sie sich wohl ersparen können, denn die heiligen Väter ließen ihnen weder die Erstere angedeihen, noch gaben sie das Letztere jemals zurück.

Nachdem alle diese Anstalten in größter Eil getroffen worden, schlüpfte Pignata zuerst durch das Loch, und verriegelte oben sogleich alle Thüren. Hierauf reichte Alfonsi ihm alle ihre Sachen, und wollte endlich selbst nachfolgen, da er aber weit korpulenter war als Pignata, so fand er das Loch für sich zu klein. Ein tödtlicher Schrecken überfiel ihn, er fing am ganzen Leibe an zu zittern, und diese Zaghaftigkeit spannte vollends die Muskelkraft ab, die ihm in diesem Augenblick so nöthig war. Pignata sprach ihm aus allen Kräften Muth zu, ein zweiter Versuch wurde gemacht, aber eben so fruchtlos als der erste.

Der arme Alfonsi wollte verzweifeln. Sie hatten keine Zeit zu verlieren, um das Loch größer zu machen. Doch auch hier verließ Pignata nicht seine Geistesgegenwart. »Zieh dich nackend aus,« rief er seinem Freunde zu. In wenig Minuten stand Alfonsi entkleidet; aber noch immer hielten die Spitzen der hervorragenden Ziegelsteine ihn auf, und verwundeten ihn an verschiedenen Stellen des Leibes, daß das Blut herabrieselte.

»Achte der Schmerzen nicht,« tröstete ihn Pignata, »es gilt unsere Freiheit! es muß gehen, es koste auch was es wolle. Bei diesen Worten legte er sich platt über das Loch, stützte seinen Kopf gegen die Mauer, und gebot Alfonsi, die Arme fest um seinen gebogenen Hals zu schlingen. So zog er ihn endlich mit solcher Anstrengung herauf, daß große Schweißtropfen ihm über die Backen ran-

nen. Darauf stieg er selbst wieder hinab, und holte Alfonsi's Kleider nach.

Aber auch jetzt bebte der Unglückliche noch immer, und so wie die Hoffnung der Erlösung zunahm, schien sein Muth abzunehmen. Schon hatte Pignata das Seil am Balkon befestigt, er band an das Ende desselben seine Einsiedlermaske, damit es in gerader Linie herabfallen möchte. Alfonsi bat, ihn zuerst hinab gleiten zu lassen, damit Pignata oben ein wenig nachhelfen könnte, weil er bange war, dem marmornen Pfeiler zu nahe zu kommen, auf welchem der Erker ruhte. Sein Freund that, was er begehrte. Alfonsi nahm das Seil zwischen die Füße, klammerte sich mit den Händen fest an, und begab sich mit einem Stoßseufzer auf die Reise. Pignata half so gut er konnte, und bis über die Mitte hinab ging alles recht gut. Jetzt aber kam es ihm vor, als höre er Alfonsi's Mantel an der Mauer hinunter rauschen, und gleich darauf hörte er ein klägliches Geschrei: O Jesus! o Jesus!

Schnell wie der Blitz warf sich Pignata über das eiserne Geländer, fuhr glücklich am Seile hinab, fand seinen Freund auf dem Boden liegend, und fragte hastig: »um Gottes willen! was fehlt dir?« — Ach! wimmerte Alfonsi, ich habe ein Bein gebrochen! — Pignata hoffte, es sei vielleicht nur eine Verrenkung, untersuchte das Bein, und fand leider, daß es an mehr als einer Stelle wirklich gebrochen sei. Durch welche Ungeschicklich-

keit seinem Freunde dies Unglück wiederfahren? Darnach zu fragen war jetzt keine Zeit. Er stand wie vom Donner gerührt, seine Lage war fürchterlich. »Freund und Bruder!« stammelte er, »wie kann ich dir helfen?«

Geh, sagte Alfonsi, und hole mir einen Wundarzt.

»Großer Gott! wo soll ich um diese Stunde der Nacht, in dieser Verkleidung einen Wundarzt auftreiben? — Wärest du nicht viel größer und schwerer als ich, so würde ich dich auf meinen Schultern forttragen. — Ich will bei dir bleiben, wenn du es verlangst, aber du wirst nichts dadurch gewinnen, und ich werde alles verlieren. Man wird mich in eines von jenen höllischen Löchern werfen, mir ein paar hundert Pfund Eisen an den Hals hängen, und mich täglich durch Stockschläge daran erinnern, daß ich einen Augenblick frei war. — Ja wenn ich noch hoffen dürfte, wiederum mit dir in eine Kammer gesperrt zu werden; aber ich mag gehen oder bleiben, so sind wir getrennt auf ewig! Keiner wird jemals wieder von dem andern reden hören, nicht einmal die Seufzer seines unglücklichen Freundes in der Ferne vernehmen.« —

Der arme Alfonsi fühlte die Stärke dieser Gründe wohl. Flieh! sagte er, und bete für mich!

Der Augenblick ihrer Trennung war unbeschreiblich rührend. Schon so manches Jahr hatten sie Elend und

Hoffnung mit einander getheilt; an einem Tische aßen sie ihr kümmerliches Brot, auf einem Lager suchten sie den fremd gewordenen Schlaf; auf einem Platze knieten sie neben einander, zu einem Gotte stieg ihr Gebet vereint empor! — und nun diese plötzliche, fürchterliche Trennung! dies Scheiden auf ewig! — Alfonsi's Tod würde seinen Freund weniger erschüttert haben, als der Gedanke, ihn in Tigerklauen zurücklassen zu müssen, ihn, der noch vor wenig Stunden ihm Treue schwur bis in's Grab; ihn, dem er diesen Schwur mit brüderlicher Herzlichkeit zurück gab! — und doch — wer mag ihn verdammen, daß er seine Thränen verschluckte, sein blutendes Herz verschloß, seine Brust panzerte — daß er ging, und den Freund hilflos liegen ließ! — welche Hoffnung blieb ihm übrig, wenn er jetzt allen Vortheilen entsagte, die seine eiserne Beharrlichkeit errungen hatte? — an eine zweite Flucht war nimmer zu gedenken. Die letzte Umarmung der Unglücklichen — sie glich einem Todeskampf! Alfonsi segnete seinen Freund — Pignata riß sich los und floh!

Das Thor, welches dem heiligen Gericht am nächsten lag, war das sogenannte Thor der leichten Reiter. Noch hatte der Fliehende es nicht einmal erreicht, als er schon Alfonsi's lautklagende Stimme vernahm. Helft! helft! rief der Elende, daß es die Straße dumpf hinabschallte. Pignata erschrack und konnte sich einer Bewegung des Unwillens nicht erwehren. So lange wenigstens, dachte

er, hätte der Verlassene seine Klagen unterdrücken sollen, bis er ihn in Sicherheit vermuthen durfte. — Das war ungerecht, guter Pignata. So wenig dir Alfonsi deine Flucht verargen konnte, so wenig du ihm sein lautes Wimmern. Bedenke, wie mit jedem deiner entfernteren Fußtritte sich ein neuer Felsen auf seine Brust thürmte. Zähle zu den Schmerzen seines Beinbruchs die Verzweiflung seiner Seele! »Da geht er hin, der Glückliche! er ist frei! und ich —!« O! welcher Stoiker hätte hier das Gekreisch der Angst zu unterdrücken vermocht! —

Jetzt war Pignata am Thore. Der Pförtner, der ihm aufthat, fragte, ob er nicht wisse, wer da so jämmerlich um Hilfe rufe? — Er verneinte die Frage mit einiger Verwirrung, und dankte es vermuthlich nur seiner ehrwürdigen Eremitentracht, daß man ihn nicht aufhielt. Schon hatte er die Mauern der Stadt Rom im Rücken, und noch immer hörte er Alfonsi's jammernde Stimme. Es schnitt ihm durch Mark und Bein, er eilte, dieser Wehklage zu entfliehen; aber seine erschöpften Kräfte warfen ihn fast zu Boden. Er hatte den Abend vorher nichts gegessen, er hatte mehrere Stunden mit übermenschlicher Anstrengung gearbeitet, Ströme von Schweiß waren aus seinem Körper geflossen, die Füße wankten, das Herz klopfte ungestüm, der Athem war kurz, er schnappte nach Luft, der Hals trocken, ein entsetzlicher Durst marterte ihn. Es regnete heftig, seine Lippen sogen gierig die Re-

gentropfen auf; aber diese Wohlthat des Himmels wurde ihm in einer andern Rücksicht sehr beschwerlich, denn seine wollene Eremitenkutte schluckte so viel Wasser in sich, daß sie dem kleinen Ueberrest seiner Kräfte bald zu schwer wurde.

So belastet, wie er da war, konnte er unmöglich weiter gehen. Er erreichte mühsam eine offene Scheune, dort warf er seinen Bettsack, mit allem was darin war, von sich, nahm nicht einmal das wenige Fleisch und Brot heraus, das in den ersten Tagen zu seinem Unterhalte dienen sollte, überließ sich ganz dem Schicksal, und setzte seinen Weg erleichtert fort.

Zu seinem Glücke schien gerade der Vollmond. Er verließ die Landstraße, und schlich rechter Hand hinter der Stadtmauer herum. Von der Spitze eines Hügels überschaute er die Gegend, um einen Schlupfwinkel zu suchen, denn er fühlte, daß er unmöglich weit mehr gehen könne. Es waren dort in der Nähe eine Menge Weingärten, und er befand sich gerade an einem dicken Dornzaun, hinter welchem er einen solchen Weingarten vermuthete. Zwar war die Dornhecke außerordentlich dick und fest, aber ein einzelner Baum, der in die Mitte derselben gepflanzt war, erleichterte ihm das Uebersteigen, und mit blutig geritzten Händen und Wangen kam er glücklich in den Garten.

Hier wurde er zu seinem Schrecken gewahr, daß er sich geirrt hatte. Es war kein Wein- sondern ein Kohlgar-

ten, dessen ganze Fläche man mit einem Blicke übersehen, und wo sich kaum ein Hase verbergen konnte. Ein einziger, nicht fern stehender, mit Epheu dicht umwachsener Baum bot ihm eine Zuflucht dar. Hier fand er eine Rasenbank, die vermuthlich dem Besitzer des Gartens diente, die Sieste im Schatten zu halten, denn der Epheu ringsumher ließ keinen Sonnenstrahl durchbrechen, und Pignata hoffte, auf diesem Ruheplätzchen vor den Blicken der Ausspäher völlig sicher zu sein.

Der Regen wurde immer stärker, und dennoch sein Durst immer unerträglicher. Zwar leckte er das Wasser von den Epheublättern, allein es war gallenbitter, und statt ihm den Durst zu löschen, machte es ihn nur noch brennender. Die Müdigkeit drückte ihm endlich die Augen zu, er fiel in einen unruhigen Schlummer, aus welchem er bei anbrechendem Tage durch ein Geräusch erweckt wurde. Man denke sich, wie ihm zu Muthe war, als er ganz nahe hinter der Hecke fünf bis sechs Menschen gehen hörte, welche einander die Worte zuflüsterten: »Hier ist es zu dick, hier kann niemand durchkommen.« — Zitternd und bebend hielt er den Athem an sich, und wagte nicht die kleinste Bewegung, damit das Rauschen eines Blattes ihn nicht verrathen möchte.

Nachdem sie einigemal um die Hecke herum geschlichen, entfernten sie sich, Pignata holte tief Athem, und warf nun seine scheuen Blicke umher, um beim Licht des Tages

auszuspähen, wohin der Zufall ihn geführt habe. Kaum einen Flintenschuß von seiner Rasenbank erblickte er das Haus des Gärtners. Eine Frau saß vor der Thür unter einem Obdach, und vier kleine Kinder spielten um sie her.

Ein Glück für ihn, daß das Regenwetter den ganzen Tag anhielt, denn ohne Zweifel war sein Schlupfwinkel der einzige Platz im ganzen Garten, der den Kindern zum Spielen dienen konnte, da alles übrige mit Küchengewächsen bepflanzt war; ohne Zweifel würden sie dahin gekommen sein, und ihn durch ihr kindisches Geschrei verrathen haben. So aber wurde der unaufhörliche Regen ihm zur Wohlthat; kein Mensch, kein Hund verließ die Hütte.

Einen augenblicklichen Schrecken hatte Pignata doch auszustehen. Er sah nämlich, wie der Gärtner einen Wasserkrug ergriff, und mit aller Macht gerade auf den Baum zurannte. Er hielt sich bereits für verloren, aber — nur vier Schritte vor dem Baume blieb der Mann stehen, und bückte sich, um aus einer kleinen Grube, die Pignata bis jetzt nicht bemerkt hatte, Wasser zu schöpfen. Er verrichtete dieses Geschäft schnell, und lief eben so schnell wieder zurück, ohne auch nur einmal den Kopf in die Höhe zu heben, denn sonst hätte er unvermeidlich den bebenden Flüchtling erblicken müssen.

Auch dieser Schrecken diente also, ihm wenigstens auf die Nacht die frohe Aussicht eines frischen Trunks zu ge-

währen, denn bei Tage durfte er es nicht wagen, einen Fuß aus seiner Blätterhülle zu setzen.

Die Betrachtungen, die er hier anstellte, waren eben nicht fähig ihm Muth einzuflössen. Er durfte nicht zweifeln, daß man seinen unglücklichen Freund zurück in's Gefängniß geschleppt, und ihn gezwungen haben werde, alle Umstände ihrer Flucht zu bekennen. Das Gericht wußte also auch, wie er gekleidet sei, und es war daher nothwendig, auf Mittel zu sinnen, diese Kleidung zu verändern. Seine geliebte Schere, auch Nadel und Zwirn trug er in der Tasche. Er ging sogleich an die Arbeit, schnitt das Einsiedlergewand bis an die Knie ab, behielt von dem kleinen Mantel, der ihm über die Schultern hing, nur den Kragen übrig, setzte diesen Kragen auf das verkürzte Kleid, und gab ihm so das Ansehen eines Kaputrocks. Diese Verwandlung gewährte ihm auch noch die Bequemlichkeit, sich um ein Großes leichter zu fühlen, da er den größten Theil des voll Wasser gesogenen Gewandes dadurch los wurde. Die abgeschnittenen Stücke ließ er in der Hecke liegen, und als es nun Abend geworden, schlüpfte er hervor, löschte seinen Durst an der kleinen Wassergrube, und sprang dann links und rechts über alle Hecken, die ihm im Wege standen, bis er von ferne Licht in dem Häuschen eines Weingärtners erblickte.

Die Noth zwang ihn, sich hinein zu wagen. Er gab sich für einen Fremden aus, und bat um einen Trunk Was-

ser. Der Winzer gab seiner Frau einen Wink, und das Weib ging, ihm Wein zu holen, der zwar nicht viel besser als Wasser, doch für einen halb Verschmachteten ein köstlicher Labetrunk war.

Während des Weibes Abwesenheit fragte der gutmüthige Wirth den Wanderer: wer er sei? woher er komme? und wohin er gedenke? — Pignata antwortete ihm in gebrochenem italienisch, worunter er einige französische Worte mischte: er sei ein armer Pilger, der aus der Normandie komme, und zu Rom die heiligen Kirchen besuchen wolle.

Jetzt brachte die Hausmutter den Wein; der Durstende goß einen Strom in seinen nüchternen Magen hinab, und diese Gierigkeit wäre ihm fast übel bekommen, denn er wurde gleich darauf ohnmächtig. Der armen Winzerfamilie ging sein Zustand zu Herzen, sie gaben sich alle Mühe ihn zu ermuntern, und als er wieder so viel Besinnungskraft hatte, daß er um ein Stück Brot bitten konnte, brachten sie ihm, statt eines Stücks, ein ganzes Brot, und schenkten es ihm, wie sie sich ausdrückten, um Gottes willen! Der Mann geleitete ihn freundlich aus dem Weinberge, zeigte ihm den Weg nach der Engelspforte, und nannte ihm eine gute Herberge nicht weit vom Thore. Darauf wünschte er ihm eine glückliche Reise und gute Nacht.

Kaum sah sich Pignata allein, als er von der Straße auf die Wiesen abbog. Hier befriedigte er für's erste den

ungestümsten Gläubiger, den Magen, und zermalmte rascher mit seinen Zähnen das Brot, als er mit dem Bruchbande die Mauersteine zermalmt hatte. Es däuchte ihm, er habe an den Tafeln der Kardinäle nie eine köstlichere Mahlzeit gehalten. Erst als er sich gesättigt fühlte, erwachten seine übrigen Sinne, und er merkte, daß das Regenwasser, welches sich auf den Wiesen angesammelt hatte, ihm bis an die Waden ging. Zugleich fing es auf's neue wieder an zu regnen, und zwar so gewaltig, daß er, um nur fortzukommen, genöthigt war, sich wieder auf die Landstraße zu wagen. Unter Furcht und Zittern gelangte er bis an die Tiberbrücke, wo er bis tiefer in die Nacht auszuruhen beschloß. Er wählte zu seinem Ruheplatz ein Feld mit Schilf bewachsen, dessen man sich in den Weingärten um Rom zu Rebenpfählen zu bedienen pflegt. In dem hohen Schilfe, dachte er, bin ich verborgen und vor dem Regen geschützt.

Ein Wassergraben trennte ihn noch von dieser Freistatt. Mit einem mäßigen Sprunge hoffte er hinüber zu kommen; aber er hatte bei diesem Sprunge auf diejenigen Kräfte gerechnet, die ihm noch vor sechsunddreißig Stunden zu Gebote standen; er fiel mitten in den Graben bis unter die Arme in das Wasser. Mühsam kroch er aus dem kalten Bade in das jenseitige Schilf, und fand sich auch dort zur Hälfte in seiner Rechnung betrogen; denn das hohe Riedgras versteckte ihn zwar vor den verrätherischen Strahlen des Mondes, schützte ihn aber keinesweges vor

dem Regen, sondern schien vielmehr aus tausend kleinen Röhren tausend Bäche auf ihn herabzuströmen.

Er verwünschte einen Augenblick den Einfall, in das Schilf zu kriechen, als den seinigen, und segnete ihn einen Augenblick nachher als eine höhere Eingebung; denn plötzlich hörte er einen Haufen Reiter auf der Straße. Er legte sich auf den Bauch und lauschte durch das Schilf; siehe da flimmerten Gewehre im Strahl des Mondes, er erkannte die Reiter für Häscher, und zählte deren dreißig. Er sah, wie sie über die Brücke ritten, an deren anderm Ende ein Wirthshaus stand. Dort theilten sie sich, der eine Haufe nahm den Weg nach Baceano, und der andere nach Prima Porta. Diesen letzten Weg wählte Pignata selbst, und wurde so aus einem Verfolgten ein Verfolger.

Als er nach einigen Stunden bei einer kleinen Herberge vorüberkam, sah er wenige Schritte von sich vier Häscher unter der Thür in tiefen Schlaf begraben. Ein kalter Schauer überlief ihn, er schlich leise vorüber, kam glücklich über die Brücke bei Prima Porta, und ließ den Ort zur Linken liegen, weil er vermuthete, daß dort ein Hinterhalt ihm aufpasse.

Durchnäßt, erfroren und kraftlos erreichte er zwei Stunden vor Tage ein Hirtenhaus. Hier öffnete er zum ersten Male seinen magern Beutel, und bat um ein Frühstück. Es war nichts vorhanden außer den Kaldaunen eines

jungen Lammes. Dieser Leckerbissen wurde geröstet, Pignata verschlang ihn heißhungrig und stürzte eine Flasche Wein hinunter. Vorher entkleidete er sich bis auf die Haut, und trocknete seine Lumpen am Feuer. Die Begierde, mit welcher er sein Frühstück verzehrte, ließ ihm keine Zeit, auf seine Sachen gehörig Acht zu haben, und so geschah es, daß seine Schuhe anbrannten, die der Hirt zu nahe an die Flamme geschoben hatte. Er ertrug diesen in seiner Lage wirklich großen Verlust mit Hiobsgeduld, schnitt, ohne ein Wörtchen zu sagen, die halben Sohlen weg, gab dem Hirten einige Paolo's, und lief in der Morgendämmerung auf den Ueberresten seiner Schuhe weiter.

Es kam ihm jetzt sehr zu statten, daß er sich vormals in dieser Gegend oft mit dem Lerchen- und Wachtelfange belustigt hatte, und daher alle Neben- und Holzwege so ziemlich kannte. Durch Wälder und auf unwegsamen Pfaden entfernte er sich immer mehr von der Hauptstadt der christlichen Welt. Aber freilich fühlte er auch täglich stärker, daß er es nicht lange mehr so treiben werde, und daß allein Ruhe und bessere Nahrung ihm neue Kraft verleihen könnten, eine so beschwerliche Reise fortzusetzen.

Er hatte einen Freund im Sabinischen, der ihn oft zu Rom besucht, und bei dem er hinwiederum manche Jagdpartie mitgemacht hatte; ein aufgeklärter Kopf, ein sanftes, für Freundschaft empfängliches Herz, dem er sich ohne Furcht anvertrauen durfte. Bei diesem beschloß er auf einige

Tage eine Freistatt zu suchen, zitterte aber bei dem Gedanken, daß er ihn vielleicht nicht zu Hause treffen werde. Nach manchen Umwegen und manchen überstandenen Mühseligkeiten stand er eines Abends um neun Uhr vor der Thür seines Freundes. Ein Bedienter stieß ihm auf. »Ist dein Herr zu Hause?» fragte Pignata im neapolitanischen Dialect. Ja war die Antwort, die wie Musik in den Ohren des Verfolgten klang. — »Sage deinem Herrn, ich brächte ihm einen Brief von einem seiner Freunde aus Rom.»

Der Mensch ging und kam bald darauf mit seinem Herrn zurück, dem er vorleuchtete. Als Pignata's Freund eine hagere, bärtige Gestalt in Lumpen erblickte, blieb er mißtrauisch in der Entfernung einiger Schritte stehen, und fragte: »wo ist der Brief?» — Leise versetzte Pignata, indem er mit der Hand in die Tasche griff, als ob er den Brief suchte: »Schicken Sie doch den Bedienten weg.»

»Nein,» sagte der andere laut, »der Bediente soll bleiben.»

Jetzt näherte sich der Flüchtling rasch, ergriff ihn bei der Hand, und flüsterte ihm in's Ohr: »ich bin Pignata.»

Diese Worte erschütterten seinen Freund heftig, aber er faßte sich schnell, und sagte mit verstellter Gelassenheit: »kommt morgen vor Eurer Abreise wieder zu mir, so sollt Ihr die Antwort erhalten.» — Darauf schickte er den Bedienten fort, und kehrte selbst wieder um, als ob er dem

Fremden noch etwas zu sagen vergessen habe, und während der Kerl die Treppe hinauf ging, faßte er Pignata hastig beim Arm, und zog ihn schweigend nach sich bis in sein Schlafzimmer. Hier schloß er ihn mit Ungestüm in seine Arme, uud als er ihn an die Brust drückte, fühlte Pignata zum ersten Male wieder Freundesthränen an seiner Wange. Süße, erquickende Stunde! er vergaß alle seine Leiden, und überließ sich ganz den seligsten Gefühlen.

Nicht zu viel hatte er von dem Biedermanne erwartet, in dessen Wohnung er die erste Freistatt fand. Sein Freund holte selbst Licht, und befahl seinen Leuten, das Abendessen in sein Vorzimmer zu bringen, er wolle allein sein. Der beste Wein, die kräftigsten Speisen wurden aufgetragen, und der Wirth selbst bediente mit freudefunkelnden Augen seinen hungrigen Gast, ohne ihn diesen Abend durch neugierige Fragen zu quälen. Gleich nach der Abendmahlzeit streckte Pignata seine Glieder in weichen Pflaum, und der Freund wachte an seinem Lager.

Zwölf volle Stunden lag der müde Wanderer im tiefsten Schlummer. Als er erwachte, fühlte er sich neu geboren, und theilte nunmehr dem biedern Wirthe seine Geschichte mit, der ihm dagegen von allem unterrichtete, was man in Rom von ihm spreche, und was in Betreff seiner dort vorgegangen sei. Der Pabst war entschlossen, seiner wieder habhaft zu werden, es möge auch kosten, was es wolle. Die schärfsten Befehle waren im ganzen Kirchenstaate ge-

geben, und seine Person und Kleidung auf das genaueste beschrieben worden. Fünfzig Häscher hatten ihn auf der Messe von Castellana gesucht, fünfzig andere den Weg nach den Gebirgen von Viterbo genommen; ein Korporal mit fünfzehn Häschern bewachte jeden Posten, wo man ihn aufzufangen vermuthen konnte; Soldaten strichen überall in den Feldern herum, und kurz, es waren mehr als fünfhundert Kundschafter auf den Beinen.

Nach allen diesen Anstalten schien es leichter, unter einem Platzregen wegzulaufen, ohne naß zu werden, als sich noch einmal auf die Reise zu wagen, ohne einem der Spürhunde in die Hände zu fallen. Indessen war Pignata's jetziger Schlupfwinkel doch auch nicht ganz sicher. Es mußte den Leuten im Hause auffallen, daß ihr Herr immer selbst das Essen auf sein Zimmer trug, und die Thüre hinter sich verschloß. Zwar vermutheten sie nur ein galantes Abenteuer; aber wenn es nun laut wurde? wenn man anfing in der Stadt davon zu murmeln? wenn die Spione des gastfreien Wirths ehemalige Verhältnisse mit Pignata erfuhren, und auf diesen Umstand weiter bauten? — Um dem vorzubeugen, gab der redliche Sabiner seinem Freunde den Rath, den nächsten Weg in das Königreich Neapel zu wählen, und versprach, ihm einen Wegweiser über die Gebirge zu verschaffen, einen Bauer, dessen Treue er selbst bei mehrern Gelegenheiten geprüft und bewährt gefunden habe.

Auch Pignata hüllte sich in Bauertracht. Am folgenden Abend erschien der ehrliche Wegweiser Franz, den der gütige Wirth also anredete: »Höre, Franz! wir kennen uns schon lange, ich habe Vertrauen zu dir, und binde das Schicksal dieses Mannes auf deine Seele. Wer er ist, brauchst du nicht zu wissen, genug, du mußt ihn sicher in das Königreich Neapel schaffen. Nur bei Nacht darfst du wandern, deinen Gefährten nur durch Wälder und über Gebirge führen. Je weniger Menschen du antriffst, desto besser. Hier ist Geld, hier sind Lebensmittel. Wenn du deinen Auftrag glücklich vollbringst, so wartet bei deiner Zurückkunft eine ansehnliche Belohnung auf dich.«

Franz versetzte mit frohem Muthe: »Ihr kennt mich, Herr, verlaßt Euch auf mich.« — Um zehn Uhr des Abends machten sie sich bei hellem Mondschein auf den Weg. Der edle Sabiner begleitete seinen Freund noch eine halbe Meile weit; drückte ihn dann mit Inbrunst an sein Herz, schob ihm einen vollen Beutel in die Hand, und eilte schnell davon, um seine Thränen zu verbergen, und Pignata jeden Dank zu ersparen.

Auf ungebahnten Pfaden wanderte der Flüchtling getrost mit seinem Begleiter fort. Die ersten Tage ging alles gut, aber ihre Lebensmittel verminderten sich, und der Wein war zu Ende. Schon zwang sie der Durst, aus einem schlammigten Wassergraben zu schöpfen, und bald darauf wurde ihre Verlegenheit noch größer, als Franz gewahr

wurde, daß er in den Gebirgen den Weg verloren hatte. Sie irrten auf gut Glück umher, und trafen gegen Abend einen Kuhhirten an, der eine wilde, heimtückische Physiognomie hatte. Sie baten, ihnen den Weg zum nächsten Bache zu zeigen, um ihren brennenden Durst zu löschen.

»Warum,» versetzte der Kerl, »geht ihr nicht nach Licenza, und trinkt dort ein Glas Wein?» — Er zeigte bei diesen Worten mit dem Finger auf ein Schloß, welches unfern über die Berge hervor ragte.

Die erschöpften Wanderer ergriffen diesen Vorschlag mit Freuden, dankten dem Kuhhirten, und gingen den Weg, den er ihnen angedeutet hatte. Von ungefähr sah sich Pignata noch einmal um, und wurde gewahr, daß der Kerl seine Ochsen stehen ließ, und über Hals und Kopf davon rannte. Das kam ihm verdächtig vor. »Halt!» sprach er, »hier ist Verrätherei! lieber will ich dürsten, als mich in jenes Schloß wagen.» — Sie verbargen sich seitwärts im Gebüsch, wo der arme Franz vor Hunger und Durst bald nachher ohnmächtig wurde. Glücklicher Weise fand Pignata noch einige Gewürznelken in seiner Tasche, die er ihm zu kauen gab, und seinen nüchternen Magen dadurch wieder stärkte.

Bei hereinbrechender Nacht setzten sie ihren Weg fort, hörten bald das Murmeln eines Baches, tranken, füllten ihren Schlauch, und wählten dann den Fußsteig, auf wel-

chem der Bauer davon geeilt war. Plötzlich sahen sie, in einer Entfernung von ungefähr fünfzig Schritten, etwas im Mondenlicht schimmern, und erkannten es bald für Flinten, die nachlässig an die Bäume gelehnt waren. Erstarrt blieb Pignata einige Minuten lang an den Boden gewurzelt und wagte kaum einen leisen Athemzug. Doch was blieb ihm übrig? zurück zu gehen war noch gefährlicher, als kühn vorwärts zu schreiten. Der Muth der Verzweiflung belebte ihn, und er schlich auf den Zehen an dem verdächtigen Orte vorüber.

Jetzt erblickte er rechter Hand ein kleines Haus, und hörte jemand einen Hund rufen. Er schwebte dahin wie ein Geist, der auch die Luft nicht bewegt, die ihn umfließt. Einige Schritte weiter lagen vier Häscher mitten auf der Straße in tiefem Schlafe. Der Flüchtling schlich so nahe an ihnen vorbei, daß er ihren Athemzug hörte, aber sie erwachten nicht.

Kaum war diese Gefahr überstanden, als er schon wieder auf vier Häscher stieß, die der Schlaf bei einer kleinen Kapelle in's Gras gestreckt hatte, und in einer geringen Entfernung lagen auf einem Kreuzwege abermals vier solche Schnapphähne. Einen Fünften, der eben so ruhig schlummerte als die Uebrigen, erkannte er für den gefälligen Kuhhirten, der ihn Tags vorher so dienstfertig nach Licenza wieß. Dieses Schloß ließ er zur Rechten liegen, und wählte einen einsamen Fußpfad zur Linken, aber auch hier

war er nicht lange fortgeschritten, als er eine Herberge, und vor der Thür derselben fünfzehn gesattelte Pferde angebunden erblickte.

So auf allen Seiten mit drohenden Gefahren umgeben, schlug er seinem Führer vor, über die Hecke zu springen, den Berg hinab durch das Thal zu laufen, und den jenseitigen Felsen zu erklettern. Das thaten sie rasch. Im Thale mußten sie zwar noch durch einen Graben waten, wo ihnen das Wasser bis an den Bauch ging; aber sie kamen glücklich hindurch, und erklimmten den Felsen, wo Pignata auf seine Knie niederstürzte, und Hände und Augen dankbar zum Himmel empor hob.

Erschöpft durch Angst und körperliche Anstrengung, legten sich nun die Wanderer in's Gras, um auszuruhen. Nach Mitternacht hörten sie drüben die erwachten Häscher einander zurufen und fragen: ob niemand vorbei gegangen? — Die Antwort Nein tönte überall zurück. Gegen Sonnen-Aufgang setzten sie ihren ermüdenden Weg von einem Hügel zum andern fort. Als es Tag wurde, trafen sie einen Kerl an, der Pferde hütete. So bald er sie gewahr wurde, rief er ihnen in neapolitanischer Mundart zu: »guten Morgen! guten Morgen! wohin? durch diese Felsen, Gesträuche und Abwege?« — Denn die Neapolitaner brauchen immer drei oder vier Worte, wo sie an einem genug hätten.

»In das Königreich Neapel,« antwortete Pignata.

Der Pferdehüter. Aber wo kommt ihr denn her?

Pignata. Von Marino.

Der Pferdehüter. Von Marino? — ei! ei! ihr seht mir aus, wie römische Flüchtlinge.

Pignata (sein Schrecken verbergend). Ich sage dir, wir kommen von Marino, und gehen in's Neapolitanische nach unserer Schäferei.

Der Pferdehüter. Also seid ihr Hirten? — hm! wenn man die weiße Haut da sieht (indem er auf Pignata's entblößten Hals zeigte), sollte man nimmer glauben, daß es eine Hirtenhaut sei.

Pignata (um das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken). Wessen sind die Pferde?

Der Pferdehüter. Des Marquis Nunez. Aber warum geht ihr denn nicht den kürzesten Weg über das Gebirge von Riofredo?

Pignata. Es ist zu weit.

Der Pferdehüter. Zu weit? ha! ha! ha! es liegt ja da gerade vor eurer Nase.

Pignata. Wohlan, was soll ich dir geben, wenn du mich zu Pferde nach Riofredo führst?

Der Pferdehüter. Ich darf nicht.

Pignata wiederholte seinen Vorschlag, bot ihm zwei Kopfstücke, und, nach einigem Weigern, versprach der

Kerl ihm zu willfahren, doch müsse er noch vorher nach Hause laufen, um eine Messe zu hören. Diese unzeitige Andacht kam zwar dem eilenden Flüchtling sehr ungelegen, indessen vermuthete er nichts Arges, sondern bat nur, ihn unterdessen mit Brot zu versehen. Der Mensch hatte kein anderes Brot, als das für seine Hunde bestimmt war. „Gib nur,“ sagte der hungrige Pignata, »es gilt gleich viel, hier hast du einen Giulio, wenn du zurück kommst, so bring uns besseres Brot und Wein mit.

Der Kerl griff begierig nach dem Gelde, holte seinen Sack von einer Eiche, gab das Hundebrot Preis, und lief davon.

Diese Speise, welche kaum den Namen Brot verdiente, und aus einem ekelhaften Gemisch von Hülsen, Sand und fast rohem Mehle bestand, wurde von den hungrigen Wanderern gierig verschlungen. Die frohe Aussicht, bald das Ziel ihrer Wünsche zu erreichen, würzte die magere Kost; denn der Pferdehüter hatte versichert, daß sie auf dem angezeigten Wege in wenig Stunden im Neapolitanischen sein könnten. Mit dieser Hoffnung legten sie sich in's Gras und entschlummerten. Aber die Unruhe ließ sie nicht länger als eine Stunde schlafen. Sie wunderten sich ihren Mann noch immer nicht zurückkommen zu sehen, und fingen an mißtrauisch zu werden. Mißtrauen verwandelte sich nach und nach in Furcht, sie rafften sich plötzlich auf, und verbargen sich tief im Gebüsch.

Heil ihnen! denn kurz darauf erschien der Pferdehüter in Gesellschaft von drei Häschern. Er stieg auf die Spitze des Hügels und fing an zu rufen: »he da! he da! wo bist du, der zu Pferde nach Riofredo will?« — Als er keine Antwort erhielt, fing er an die Gegend umher zu durchsuchen, aber Franz und Pignata krochen immer tiefer in's Gebüsch, wo sie in Sicherheit bis zum Untergang der Sonne verweilten, dann sich aus dem Gesträuch heraus arbeiteten, und die erste beste Straße wählten, welche sie fanden.

Nicht lange, so begegnete ihnen ein Bauer, der von seiner Arbeit zurück kam, und von einem verdächtig aussehenden Schwarzmantel begleitet wurde. »Guten Abend,« sagte der Bauer, »habt ihr nicht eine Kuh gesehen?«

Nein, versetzten die Wanderer, und gingen schnell vorüber. Der unruhige Pignata konnte sich nicht enthalten den Kopf umzudrehen, und wurde gewahr, daß der Bauer und der Schwarzmantel ihnen nachsahen. Das war genug, ihn in Furcht zu setzen. »Laß uns,« sprach er leise zu Franzen, »linker Hand in den Wald gehen, hier scheint es mir nicht richtig.« — Franz gehorchte, die Nacht wurde immer finsterer, und sie waren nicht weit gegangen, als sie plötzlich vor einem breiten Flusse standen. »Ich muß hinüber,« rief Pignata, »es gehe wie es wolle! mein Herz sagt mir, daß wir hier in einer großen Gefahr schweben.«

Sie sprangen muthig in den Fluß, das Wasser ging ihnen nur bis an den Gürtel, und als sie das jenseitige

Ufer erreicht hatten, hörten sie bald, daß Pignata's Herz kein Lügenprophet gewesen war. »He da!« rief eine Stimme, »habt ihr niemand wahrgenommen?« — Die Stimme kam aus einer Gegend, wo ein Feuer angezündet war, bei dessen Schein man ein Häuschen, eine Brücke, und mehrere herumwandelnde Menschen bemerken konnte.

Eine Antwort schallte von oben herab aus dem Walde: »Ja! ja! sie haben sich im Busche verkrochen.«

»Umringt den Berg!« versetzte die Stimme unten, »und schickt die Hunde auf ihre Spur.« — Plötzlich ertönte ein gräßliches Geheul in die Ohren der bebenden Flüchtlinge. Eine Meute Hunde, abgerichtet Menschenspur zu verfolgen, durchkreuzte den jenseitigen Wald in allen Richtungen, die Häscher lärmten und hezten, Pignata's Standhaftigkeit verließ ihn, seine Knie wankten, er sank zu Boden, und hörte, in Todesangst, vier Stunden lang diese höllische Jagd, bald näher, bald entfernter, jede Minute erwartend, daß die Hunde seine Spur auch durch den Fluß verfolgen würden. Endlich hörten sie auf zu bellen, die Häscher trieben fluchend ihre Meute zurück in das Haus an der Brücke, und die Verfolgten kletterten die Anhöhe sachte hinauf, an deren Fuß ein kleiner Ort lag, der la Scarpa heißt.

Sie waren einige Stunden unter Oelbäumen fortgewandert, als sie mit anbrechendem Tage auf die Landstraße

kamen, wo ihnen auch sogleich wieder ein Mensch begegnete, der einem Spione ähnlicher sah, als einem ehrlichen Manne. »Guten Morgen!« rief er sie an, »wo geht ihr hin?« — Nach la Scarpa war die Antwort. — »Vielleicht um Brot zu kaufen?« — Richtig. — „Seid ihr etwa Schweinehirten?« — Errathen. — »Wo habt ihr denn eure Schweine?« — Unten am Berge. — »So? glückliche Reise!« — Er ging, aber nicht weit; denn als ein heftiger Platzregen fiel, Franz sich unter einen Baum gestellt, und Pignata in eine dichte Hecke verborgen hatte; kehrte der Spürhund zurück, sah sich erst überall nach Pignata um, wunderte sich Franz allein zu finden, und fragte endlich: »warum gehst du denn nicht nach la Scarpa?« — Weil es regnet. — »Aber dann stündest du sicherer dort in der nahen Kapelle, als hier unter dem Baume.« — Es gilt mir gleich. — »So, so? — nun leb wohl!« — Er maß Franz noch einmal von Kopf bis zu den Füßen, und lief dann eilig nach la Scarpa.

Aber eben so eilig suchten die Pilgrimme zum heiligen Grabe der Freiheit einen sicherern Weg. Durch Weingärten, über Dornenhecken und Wassergraben, vom Regen durchnäßt, von Kälte erstarrt, den Magen mit Eicheln gefüllt, gelangten sie glücklich auf den Berg, hinter welchem Riofredo lag. Hier begegnete ihnen eine Bauerfamilie, ein alter Mann, eine junge Frau, zwei kleine Knaben und ein Jüngling. Sie hatten zwei Esel bei sich, die sie mit Eicheln zu

beladen kamen. Pignata, vom Hunger getrieben, bat um Gotteswillen um ein Stück Brot.

»Das Frühstück ist schon verzehrt,« sagte der Jüngling, »wir haben kein Brot mehr bei uns.« Mitleid glänzte bei diesen Worten auf seinem Gesichte, und auch in den Zügen seiner Gefährten war deutlich zu lesen: »es thut uns herzlich leid, daß wir dir nicht helfen können.« — Pignata zuckte die Achseln, hob seinen Blick gegen Himmel, sagte: Geduld! und wollte fürbaß gehen. Da trat dem jungen Weibe eine Thräne in's Auge, sie zog ein kleines Weizenbrot aus der Tasche, ein Leckerbissen, den sie vermuthlich für ihre Kleinen bestimmt hatte, und gab es einem der Knaben, um es dem Hungrigen zu bringen. Gerührt und hastig griff Pignata darnach, und wollte dem Kinde ein Stück Geld in die Hand drücken, aber das Weib und der Jüngling verboten dem Knaben es anzunehmen, grüßten freundlich und zogen in's Holz.

»Wahrlich!« rief Pignata, »wenn ich mich Jemanden anvertrauen sollte, so wären es diese guten Menschen.« — Er ging mit Franz seitwärts in den Busch, suchte dürres Holz, zündete ein Feuer an und trocknete seine Kleider, indessen Franz Eicheln briet, die der Hunger zu Kastanien umschuf.

Als sie eine Weile gesessen hatten, kam die Bauerfamilie, mit Eicheln beladen, zurück. Pignata faßte ein Herz,

stand auf und näherte sich dem Jüngling. »Guter Freund,« redete er ihn an, »warum verbotest du dem Knaben mein Geld zu nehmen?«

Der Jüngling. Weil wir nicht gewohnt sind uns bezahlen zu lassen, wo wir um Gottes willen geben.

Pignata. Denken alle deine Landsleute so brav?

Der Jüngling (lachte). Brav? — hm! —

Pignata. Du flössest mir den Muth ein, dich um einen Liebesdienst zu bitten.

Der Jüngling. Redet, wenn es in meiner Macht steht, soll es geschehen.

Pignata. Ich bin ein unglücklicher Verfolgter. Hast du nicht in Riofredo Soldaten oder Häscher gesehen, die einem Fliehenden auflauern?

Der Jüngling. Nein, das lüderliche Gesindel wagt sich nicht zu uns, wir würden es mit Knitteln todtschlagen; denn wir erkennen hier keinen andern Herrn, als den Marquis Drago.

Pignata. Willst du mir denn wohl den Weg in's Neapolitanische zeigen?

Der Jüngling. Herzlich gern, kommt getrost mit mir. Ich habe euch anfangs wegen eurer großen Bärte für Hexenmeister gehalten; denn vor Kurzem waren hier Franzosen, hol sie der Teufel! die in diesen Gebirgen Schätze graben wollten, Sturm und Hagelwetter erregten, und die

Feldfrüchte in der ganzen Gegend verdarben; aber wenn ihr Unglückliche seid, so will ich euch schon durchhelfen.

Frohes Muthes gingen nun Franz und Pignata hinter dem Eseltreiber her. Sie kamen ohne Anstoß den Berg hinunter, hier wandte sich ihr Führer zur Rechten, und zeigte ihnen in der Ferne die neapolitanische Grenze. Pignata wünschte seine Begleitung bis dahin, aber er entschuldigte sich, daß er einen Herrn habe, und nicht länger wegbleiben könne. Als darauf Pignata seinem herzlichen Dank ein Stück Geld beifügen wollte, schlug der biedere Jüngling es abermals aus. »Trinkt dafür auf meine Gesundheit,« sagte er.

Pignata erstaunte, so viel Uneigennützigkeit im Bauerkittel anzutreffen. Gerührt reichte er ihm die Hand, schüttelte sie, und sagte mit Herzlichkeit: »du bist ein guter Mensch, du wirst mich kränken, wenn du das Geld nicht nimmst.«

Der Eseltreiber sah ihn starr an, und als er eine dankbare Thräne in seinem Auge erblickte, versetzte er feurig: »Ihr seid ein ehrlicher Mann! ich nehme das Geld Euch zu Liebe, und will es verwahren Euch zum Andenken. Ich gehe mit Euch bis an die Grenze. Die Esel mit den Eicheln mögen, wenn sie Lust haben, zum Teufel laufen! Kommt, und sollten wir Häscher antreffen, so gebt euch für Schweinehirten aus, die gekommen sind, Säue zu kaufen. Uebrigens schweigt und laßt mich reden.«

Jetzt eilte er vor ihnen her, so schnell, daß sie mit ihren wunden Füßen ihm kaum zu folgen vermochten. Im Thale kamen sie an einen Kreuzweg. »Hier,« sprach er, »ist die größte Gefahr; denn in der Mühle dort rechter Hand halten sich gewöhnlich Häscher auf. Aber kommt nur mit mir und seid nicht bange. Dort jenseits erblickt ihr eine Herberge, sie gehört dem Connetable Colonna; auch da werdet ihr Häscher finden, aber es sind Neapolitaner, die nur wegen der Getreide Ausfuhr dahin gesandt worden, und euch kein Leids zufügen werden. — Seht da, hier steht ihr an der Grenze.«

Er zeigte bei diesen Worten auf einen breiten und tiefen Graben, und legte einige Balken zurecht, um den Flüchtlingen hinüber zu helfen. Darauf küßte er Pignata auf die Stirn, schüttelte ihm die Hand und wünschte ihm Gottes Segen. Pignata hielt seine Hand fest: »wie heißest du?« fragte er gerührt. »Ich heiße Scipio,« versetzte der brave Jüngling, schwang seinen Hut und ging von dannen.

Pignata dachte an Scipio den Afrikaner, der einst so viel für Rom that, und dessen Namensvetter noch heute einen Römer rettete. Er schritt nun über den Graben, warf sich nieder auf den neapolitanischen Boden, küßte wohl tausendmal die Erde, hob sein thränendes Auge gegen Himmel, und von seinen Lippen tönte: Herr Gott, dich loben wir! Franz stimmte leise und andächtig mit ein. Nachdem sie ihr Dankgebet verrichtet, gingen sie in die nahe Herberge,

und erquickten sich mit Speise und Trank. Zwar quälten die dort befindlichen Häscher auch hier den Flüchtling mit hundert Fragen, aber er antwortete ihnen unbefangen und zuletzt trotzig, worauf sie ihn brummend zufrieden ließen.

Sie schliefen einige Stunden und setzten dann, bald zu Fuße, bald auf gemietheten Eseln, ihre Reise bis Vezzano fort. Hier trennte sich Pignata von dem ehrlichen Franz, dem er einen Brief an seinen Freund im Sabinischen mitgab, ihn nach seinen Kräften belohnte, und, nach einer herzlichen Umarmung, in Gottes Namen heim ziehen ließ.

Hier zu Vezzano, wo sich Pignata völlig sicher hielt, beschloß er einige Tage auszuruhen, und Gott in seinem Tempel für die wunderbare Befreiung zu danken. Als er eines Morgens Messe hörte, erblickte er einen Edelmann, den er vormals oft zu Rom gesehen, und der ihn aufmerksam zu beobachten schien, aber nicht erkannte, weil der lange Bart und die Bauertracht ihn verstellten. Nach der Messe kam der Edelmann auf ihn zu, ergriff ihn bei der Hand, und sagte: »mein Herr, der Connetable Colonna, dem ich diene, wünscht zu wissen wer Sie sind?« —

»Gnädiger Herr,« antwortete Pignata in einer bäurischen Mundart, „ich denke, man sieht es mir wohl an, daß ich ein Bauer bin.«

»Mit nichten,« versetzte der Andere, »man weiß, daß Sie im Wirthshaus ein eigenes Zimmer, ein Bett und

Schreibzeug verlangt, daß Sie sich die Füße mit Rosenwasser gewaschen, und den Leib mit Essenzen gerieben haben; lauter Dinge, die hier zu Lande kein Bauer thut.»

Da Pignata sah, daß kein Läugnen half, nannte er den Edelmann bei seinem Namen, und forderte sein Ehrenwort, ihn nicht zu verrathen. Als der Andere sich so unvermuthet nennen hörte, wurde er immer neugieriger, beschaute den Fremdling vom Kopf bis zu den Füßen, konnte sich aber nicht auf seine Züge besinnen. »Gern,« sagte er, »gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, und das Wort meines Herrn obendrein. Doch nun lassen Sie mich die Frage wiederholen: »wer sind Sie?«

Ich bin Pignata.

Bei diesen Worten fiel ihm der erstaunte Edelmann um den Hals. »Mein Gott!« rief er, »wie war es möglich, den zahllosen Spürhunden zu entschlüpfen, welche Ihnen überall aufpassen?« — Hastig schleppte er ihn mit sich zu seinem Herrn, dem Connetable, der ihn gütig empfing, und sich freute, einen so merkwürdigen Mann zu sehen, von dem ganz Rom vier Wochen lang gesprochen hatte, ihm aber auch wohlmeinend rieth, nicht lange in Vezzano zu verweilen, weil er, wenn Nachfrage geschehe, es mit der Inquisition nicht verderben dürfe. »Gegen jedes andere Gericht,« sagte er, »wollte ich Sie gern schützen, aber die Inquisition — Sie verstehen mich. Spielen Sie

künftig in Wirthshäusern Ihre Rolle natürlicher, damit Sie kein Aufsehen erregen.“

Beim Abschied rieth er dem Flüchtling, den nächsten Hafen zu suchen, um zu Schiffe nach Venedig zu entkommen, ein Rath, den Pignata zu befolgen beschloß. Als er aber das Städtchen Vezzano im Rücken hatte, und seine Barschaft überzählte, fand er, daß er die Rechnung ohne den Wirth gemacht, und daß er diese Reise nicht vollenden könne, wenn die versiegende Quelle nicht vorher irgendwo einen Zufluß erhalte. Er nahm sich daher vor, seine Zuflucht zu einer Base zu nehmen, die in einem kleinen Orte an der neapolitanischen Grenze wohnte, und sich bis dorthin für einen Pilgrim auszugeben, der zu unserer lieben Frauen nach Loretto wahlfahrte. Nach mancherlei Abenteuern, wo er bald in Schafställen auf Stroh übernachtete, und den Hirtenknaben zum Dank Legenden erzählte, bald seinen Hunger mit Erdschwämmen stillte; hier im Gebirge vor Wölfen floh, und dort auf den Schultern eines herkulischen Hirten über einen reißenden Strom setzte; heute in einer Bauerhütte und morgen in einem Kapuzinerkloster herbergte; erreichte er endlich eines Abends glücklich den Wohnort seiner Base. Es war Dämmerung, als er in das Städtchen trat, wo er in seinem neunten Jahre auf seiner Base Hochzeit gewesen war. Die Eindrücke der Kindheit verlöschen langsamer, als die des Jünglingsalters; er erinnerte sich noch dunkel der Gegend

wo ihr Haus stand, er klopfte auf's Gerathewohl da an, wo er ihre Wohnung vermuthete, und siehe da, er hatte sich nicht geirrt. Eine Magd trat heraus. »Der Herr ist nicht zu Hause,« sagte sie, »aber die Frau.«

Pignata ließ sie rufen, gab vor, er habe einen Brief an ihren Mann zu bestellen, dessen Rückkunft er abwarten wolle, und bat indessen um Erlaubniß, in der Küche ein wenig ausruhen zu dürfen. Diese Erlaubniß wurde ihm, wie es schien, nicht ganz gern verstattet, besonders da er auf die Frage: »wo ist der Brief?« nicht gleich mit seinem Kreditiv herausrückte. Ein liebenswürdiges siebzehnjähriges Mädchen erschien, und Mutter und Tochter beobachteten ihn mißtrauisch, weil sie ihn für einen verkappten Banditen hielten. Pignata lächelte verstohlen, und lenkte das Gespräch auf die Familie seiner Base, mit der Bitte, ihm Nachrichten davon mitzutheilen.

Die Frau wurde bald geschwätzig, weil es eine Materie war, von der ihr Herz mit sprach. »Ach!« hub sie an, »Ihr reißt mir alte Wunden wieder auf. Ich bin fern von meiner Heimath verheirathet worden, und diese Entfernung allein trübt zuweilen mein häusliches Glück. Vorigen Sommer reiste einer meiner Vettern, ein Priester, von Wien nach Rom, und holte meine alte Muhme von dort nach Deutschland. Sie übernachteten hier, unsere Trennung war schmerzlich, und nun werde ich sie wohl nie wieder sehen. Ein anderer Vetter, ein Weltlicher, der ein-

zige nahe Verwandte, den ich noch in Italien habe, sitzt zu Rom im Gefängniß des heil. Gerichts, wegen einem vermaledeiten Herrn Gabrieli, den werde ich wohl auch nicht eher als im Paradiese wieder finden.» Seufzer und Thränen begleiteten diese Erzählung.

Die Erwähnung seiner alten Mutter brach Pignata's Herz. Cecilia! sagte er, indem er seine Hand ausstreckte. Die Frau erstaunte, sich bei ihrem Vornamen nennen zu hören. „Cecilia! Pflegerin meiner glücklichen Kindheit! ich bin der arme Vetter, der sich durch ein halbes Wunderwerk aus seinem Kerker rettete.» — Kaum hatte er die Worte herausgestoßen, als Mutter und Tochter an seinem Halse hingen. Auch der Mann kam bald darauf nach Hause, und die ganze Familie wetteiferte, ihm durch Liebkosungen zu zeigen, welchen warmen Antheil sie an seinem Schicksale nehme. Er wurde, um seiner Sicherheit willen, in ein entlegenes Zimmer einquartirt, auf's Beste bewirthet, neu gekleidet, mit reiner Wäsche versehen, und von seinem langen Barte befreit.

Hier erhielt er auch die einzige und letzte Nachricht von seinem unglücklichen Freunde Alfonsi. Ein Mann, der vor Kurzem aus Rom gekommen, erzählte, daß man so grausam gewesen, ihn mit aller möglichen Sorgfalt von seinem Beinbruche zu heilen, um ihn nachher desto länger und empfindlicher quälen zu können; daß Alfonsi's Gattin, als sie sein erbärmliches Schicksal und das Schwinden

ihrer letzten Hoffnung erfahren, in eine tiefe Schwermuth gefallen, bald darauf krank geworden, alle Hilfe verschmäht habe, und gestorben sei; daß man übrigens noch immer mit hartnäckiger Beharrlichkeit den glücklich Entsprungenen verfolge, und entschlossen sei, ihm bis über's Meer nachzuspüren. Seine Muhme rieth ihm daher, sich je eher je lieber nach Venedig einzuschiffen, um so mehr, da er zur Karnevalszeit seinen Bruder daselbst antreffen würde. Ein Platz auf einem Schiffe wurde gemiethet, Pignata mit zureichendem Reisegelde versehen, und, nachdem er seine Kräfte, durch die herzliche Verpflegung seiner liebreichen Verwandten, vollkommen wieder erlangt, riß er sich los aus ihren zärtlichen Umarmungen, und eilte in den Hafen zu dem Schiffer, der ihn unter dem Namen Philipp von Vechi kannte. Bei diesem Manne, der nur auf günstigen Wind wartete, sollte er bis zur Abfahrt verweilen, Kost und Wohnung waren voraus bedungen.

Jetzt stoßen wir auf ein psychologisches Phänomen in Pignata's Charakter. Es ging ihm wie manchem Kaufmann, der, wenn er zu handeln anfängt, manche mißliche Spekulation wagt, und mehr als einmal seinen kleinen Fond auf das Spiel setzt; so bald er sich aber ein ansehnliches Vermögen erworben, vorsichtiger wird, und, wenn er Schiffe in See hat, vor jeder Wolke zittert. Pignata, der von Gefahren umringt, immer so vielen Muth, Stand-

haftigkeit und Geistesgegenwart bewiesen hatte, er, der sich schmeicheln durfte, die drohendsten Hindernisse durch Glück und Kühnheit überwunden zu haben, verlor plötzlich in der ersten Nacht, welche er in der Wohnung des Schiffers zubrachte, alle jene Eigenschaften, wälzte sich schlaflos auf seinem Lager, schuf sich Schreckbilder, zitterte vor der Möglichkeit, daß der widrige Wind noch viele Wochen anhalten, daß ein Zufall, oder vielleicht gar die weibliche Schwatzhaftigkeit seiner Muhmen ihn verrathen könne; kurz, er verlor den Kopf so ganz, daß er am andern Morgen, unter dem Vorwand in die Messe zu gehen, entfloh, ohne einmal seinen bestürzten Verwandten Nachricht von dieser Flucht mitzutheilen. Eine Kiste mit Früchten, Schinken und dergleichen, welche man ihm zum Geschenk für seinen Bruder mitgegeben, ließ er im Stiche, durchstrich, ohne eigentlich zu wissen was er wollte, das Königreich Neapel, und setzte von da nach Messina über.

Auch hier hatte er wiederum Anwandlungen von Zagheit und panischem Schrecken, denn als er eines Tages auf der Straße einem Kastraten begegnete, den er vormals zu Rom gesehen hatte; der aber jetzt an ihm vorüberging, ohne auch nur einen Blick auf ihn zu werfen; so hielt er sich, um dieses Zufalls willen, in ganz Italien nicht mehr für sicher, sondern entwarf schimärische Projekte, nach Asien zu gehen und den Rest seines Lebens in Persien zuzubringen. Er verließ Sicilien so bald als möglich, und

kehrte zurück nach Policastro, von da er den Weg nach dem apenninischen Gebirge nahm.

Hier wurde er eines Abends von zwei Straßenräubern angefallen, die ihn mit Knütteln halbtodt schlugen, und ihm alles, auch seine Kleider raubten. Er lag mehrere Stunden bewußtlos, bis körperlicher Schmerz ihn wieder in's Leben rief. Er fand sich mit Beulen bedeckt, im bloßen Hemde und nur von einem paar Unterhosen bekleidet. Es war Nacht geworden. Ein Licht in der Ferne ermunterte ihn, seine letzten Kräfte aufzubieten, er kroch dem Lichte nach und gelangte zu einer Schäferei, wo man ihn willig aufnahm, seine Wunden mit warmen Wein wusch, seine Blöße mit Schaffellen bedeckte, und ihm eine Schale Milch vorsetzte. Der Schlaf auf frischem Heu stärkte ihn ein wenig, am andern Morgen gaben ihm die gutherzigen Schäfer noch ein Brot und eine Flasche Milch, und zeigten ihm darauf den Weg nach Otranto.

Nicht weit von den Thoren dieser Stadt begegnete ihm ein Priester. Pignata näherte sich demüthig und bat um ein Almosen.

Der Priester. Was bist du für ein Landsmann?

Pignata. Ein Römer.

Der Priester (heiter lächelnd). Alles was von Rom kommt, ist mir willkommen, denn durch redliche Freunde und mächtige Gönner habe ich dort mein Glück gefunden.

(Er fuhr bei diesen Worten in die Tasche um ein Stück Geld hervorzusuchen.) Hast du (fuhr er redselig fort) den Kardinal Basadonna gekannt?

Erschüttert durch diesen Namen, rief Pignata feurig: „Er war mein erster Wohlthäter! ich habe ihm viele Jahre als Sekretär gedient.“

Der Priester (erstaunt). Du? — Sekretär des Kardinals Basadonna? um Gottes willen! wer bist du? — (er betrachtet ihn genauer) wär' es möglich! — diese Züge — mein Herr — Ihr Name ist Pignata? —

Und siehe da, es fand sich, daß dieser ehrliche Priester, durch Pignata's Vorsprache, Canonicus der Hauptkirche zu Otranto geworden war. Damals brachte er ihm dankbar ein Fäßchen Rosinen und einige Schinken, als Produkte seines Vaterlandes, wollte auch, trotz seiner Armuth, noch einen Beutel voll Geld hinzufügen; die Rosinen nahm Pignata, das Geld schlug er aus, und verband sich so, ohne es zu wissen, einen Menschen, den das Schicksal ihm in der Noth zum größten Wohlthäter bestimmt hatte. Eine Großmuth, die in seiner damaligen Lage ihn so wenig kostete, trug ihm jetzt reichliche Zinsen.

Der Priester schien außer sich für Freuden über die Gelegenheit, eine Schuld abtragen zu können, die seinem Herzen unvergeßlich war. Er führte Pignata in sein Haus,

speiste den Hungrigen, bekleidete den Nackenden, verdung ihn auf ein Schiff, welches eben nach Vallona segeln wollte, versah ihn reichlich mit Lebensmitteln, und als er von ihm schied, drückte er ihm einen Beutel in die Hand, mit den Worten: »Diesmal werden Sie nicht verschmähen, was Sie vor acht Jahren so großmüthig ausschlugen.»

Anfangs segelte das Schiff mit günstigem Winde, bald aber verschlug ein Sturm es nach Zara in Dalmatien. Durch seine Widerwärtigkeiten klüger gemacht, entsagte Pignata nunmehr seinen Träumen von Persien, und beschloß abermals mit der ersten Gelegenheit nach Venedig zu gehen. Er verschaffte sich einen Gesundheitsschein unter dem Namen Kaspar Fidele, verließ das Schiff, welches ihn hieher gebracht, und ging in den Hafen, ein anderes zu suchen, welches nach Venedig zu steuern gedenke. Man zeigte ihm eine Tartane, die, so wie er, durch den Sturm genöthigt worden war, in Zara einzulaufen. Er bestieg das Verdeck, und das Erste, was ihm in die Augen fiel, war die für seinen Bruder bestimmte Kiste mit Früchten. Er konnte sie nicht verkennen, denn er hatte selbst die Signatur darauf gemacht. Erstaunt sah er sich um, und wurde gewahr, daß er auf dem nämlichen Schiffe sei, von welchem ein panischer Schrecken ihn in die weite Welt gejagt hatte.

Die Kleider, die er zu Otranto erhalten, und den Knebelbart, den er sich während dieser Zeit wachsen lassen, ver-

hinderten den Schiffspatron, einen Fremdling zu erkennen, der nur wenige Stunden unter seinem Dache geherbergt hatte. Er gedachte des Philipp's von Bechi mit keiner Silbe, sondern nahm den Kaspar Fidele willig auf.

Nach einer beschwerlichen Fahrt kamen sie glücklich zu Venedig an, wo ihn sein Bruder mit unaussprechlicher Freude empfing, und nach geendigtem Karneval ihn mit sich nach Grätz führte. Seine alte Mutter lebte noch — ich bin nicht so kühn, die Freuden des Wiedersehens zu schildern.

Indessen hielt der Papst Wort, und verfolgte ihn, selbst bis in diesen entfernten Schlupfwinkel. Auf Ansuchen des Nuntius zu Wien kamen Requisitionen nach Grätz, und der Fürst von Eggenberg konnte ihn nicht schützen, so gern er auch gewollt hätte. Das Haus seines Bruders wurde eines Tages plötzlich von Soldaten umgeben, und Pignata entwischte nur mit genauer Noth.

Er irrte nun eine Zeit lang in Deutschland umher, wo die Unkunde der Sprache ihn in manche Verlegenheit setzte. Vergebens suchte er überall eine bleibende Stätte, und war schon im Begriff, über Hamburg nach England, und von da nach Indien zu gehen, als er endlich zufälligerweise in Augsburg einen Maler, Namens Meyer, kennen lernte, der ihm Empfehlungsschreiben nach Hannover gab. Dort

wurde er Sekretär der italiänischen Korrespondenz des Herzogs Georg Wilhelm von Zelle, nach dessen Tode er eine ansehnliche Pension erhielt. Er starb zu Hannover im Jahre 1724, und war bis in sein hohes Alter ein schöner, gefälliger und geistreicher Mann.

Es ist ein ehrenwerther Zug in seinem Charakter, daß er, troß der Verfolgungen, und unerachtet er endlich die so lang erseufzte und so sauer erkämpfte Ruhe in einem protestantischen Lande gefunden hatte, doch nie seinen Glauben verläugnete. Er hielt das für eine kindische, einem Philosophen unziemliche Rache.



# Abelard und Heloise.

Zwei Namen, die man ungern trennt, weil die Liebe sie neben einander stellte. Wer hat nicht irgend einmal von Abelard und Heloisen reden gehört? wer sah sie nicht in Kupfer gestochen, auf Dosen und Ringe gemalt; wer las sie nicht in Heroiden besungen, oder wurde wenigstens durch Rousseau's neue Heloise auf die alte aufmerksam gemacht? — Dennoch wette ich, daß unter zehn Herren und zwanzig Damen von gutem Ton nicht drei wissen, wer eigentlich Abelard und Heloise waren? wo, wann und wie sie lebten? man hat kaum eine oder zwei auffallende Begebenheiten ihres Lebens aufgefaßt; der Geist der heutigen Welt, der immer auf der Oberfläche schwebt, wie der Geist Gottes über den Wassern, begnügt sich damit; und doch verdienen diese merkwürdigen Menschen ganz gekannt zu sein.

Peter Abelard, einer der berühmtesten Lehrer des zwölften Jahrhunderts, wurde in dem Dorfe Palais vier Meilen von Nantes in Bretagne geboren. Obgleich dies Dorf nur den Namen eines Palastes führte, so ist es doch durch Abelard's Geburt berühmter geworden, als der Palast irgend eines Schah Baham. Sein Vater war unter den Waffen grau geworden, hatte aber neben der Rüstkammer auch seinen Geist mit allerlei Kenntnissen ausgeziert. Ob dieser Sohn der Aelteste oder Jüngste war, darüber streiten

die Gelehrten. Mich deucht, er war der Einzige, denn was kümmern uns seine Brüder, die nichts für die Nachwelt thaten?

Abelard floh das Geräusch der Waffen. Von der Natur mit einem durchdringenden Geist begabt, legte er sich vorzüglich auf die Logik. Er reiste hin und her, disputirte hie und dort, schleuderte überall seine Syllogismen, und nie suchte ein irrender Ritter mit mehr Hitze seiner Dame zu Ehren eine Lanze zu brechen, als er nach Gelegenheiten geizte, irgend einen Satz zu vertheidigen oder zu bekämpfen. Das endliche Ziel seiner Reisen war Paris, wo er einen berühmten Professor der Philosophie, Wilhelm de Champeaux fand, der ihn liebte, so lange er ihn nur für seinen Schüler hielt, und der ihn von Rechtswegen haßte, so bald er merkte, daß der Lehrling dem Meister überlegen war. Spaltungen entstanden; die ältern Schüler neideten Abelard und schmeichelten ihrem Lehrer. Der Jüngling verachtete den Neid der Ersteren, und wurde stolz auf den Haß des Letzteren. Er fühlte, daß er fähig sei, selbst zu lehren, und ging, seine Schule in Melun zu errichten, wo damals der französische Hof sich aufhielt. Sein Gegner bot alles auf, diesen Entwurf zu vereiteln, aber er hatte mächtige Feinde, und — wie es oft zu gehen pflegt — gerade der Eifer, mit dem er die Sache hintertreiben wollte, machte die Welt aufmerksam auf Abelard's Verdienste, und trug dazu bei, den jungen Lehrer der Dialektik in die Mode zu

bringen. Abelard's Morgenröthe wurde immer heller, so wie die Sonne seines Gegners hinsank.

Stolz auf seinen wachsenden Ruhm, versetzte er bald den Lehrstuhl von Melun nach Corbeil, um dem Feinde näher zu sein, den er durch rastloses Disputiren ermüdete. Hier zog die Anstrengung seines Geistes ihm eine Krankheit zu, die ihn nöthigte, die vaterländische Luft einzuathmen. Er blieb einige Jahre in Bretagne, und als er nach Paris zurückkehrte, fand er Champeaux's Lehrstuhl durch einen andern besetzt; Champeaux selbst hatte sich zu den regulirten Chorherrn gesellt, und — weil das Lehren eine gute oder üble Gewohnheit ist, die man nie ablegt — so lehrte er auch dort.

Abelard erneuerte den Angriff. Seine Philosophie war im Grunde ein noch unentwickelter Spinozismus. Er überwand seinen Gegner; der Mönch fiel in Verachtung, sein Hörsaal blieb leer, und die Vorlesungen des Siegers wurden zahlreich besucht; selbst jener Professor, dem Champeaux seinen Lehrstuhl abgetreten hatte, wurde Abelard's Jünger. Nun aber erwachte der Neid, und umzischte wie gewöhnlich das Verdienst. Die regulirten Chorherren brachten es dahin, daß der bescheidene Mann, der Abelard für würdiger als sich selbst erkannt hatte, einen Lehrstuhl zu schmücken, unter dem Vorwand schmutziger Handlungen abgesetzt wurde; seine Stelle gab man einem von Abelard's heftigsten Feinden.

Abelard floh Paris und seine Neider, und ging abermals nach Melun, um dort, wie das erste Mal, die Dialektik zu lehren. Er blieb nicht lange, denn kaum erfuhr er, daß Champeaux mit seinem Anhange sich in ein Dorf zurückgezogen, als er sogleich seine Schule auf dem Berge der heiligen Genoveva aufschlug, und dort gleichsam Batterien gegen den Pariser Feind errichtete. Vergebens kam Champeaux seiner belagerten Kreatur zu Hilfe, der arme in die Enge getriebene Philosoph verbarg seine Schande in einem Kloster. Die beiden alten versuchten Kämpfer tummelten sich noch eine Weile auf dem Schlachtfeld herum, bis die kindliche Liebe Abelard auf einige Zeit zu seiner Mutter rief. Als er zurückkehrte erfuhr er, daß Champeaux Bischof von Chalons geworden. Da der Zufall auf diese Weise die Streitenden auseinander gebracht, so beschloß Abelard, Theologie zu studiren, und ging deshalb nach Laon, wo ein gewisser Anselm diese Wissenschaft mit vielem Ruhme lehrte. Er merkte aber bald, daß dieser Anselm nur ein schwacher Greis war, der, wie sich Abelard ausdrückte, »wohl den Hörer aber nicht den Frager bewundernswürdig schien; der unbedeutende Dinge in einen leeren Schwall von Worten kleidete; der, wenn er Feuer holte, sein Haus mit Rauch anfüllte, aber nicht erleuchtete; dessen Baum viele Blätter aber keine Früchte trug.» Statt sein Schüler zu werden, lockte Abelard die Mitschüler von ihm weg, und lehrte selbst über den Ezechiel mit großem Beifall. Das Lehren vergab ihm Anselm, aber nicht den

Beifall. Er mußte nach Paris zurückkehren, wo der Ezechiel sein Glück machte, ihm Ruhm und Geld eintrug.

Ein reicher, schöner Mann, in der Blüte seiner Jahre, der sich durch Theologie und Philosophie einen Namen erworben, der überdies die schönsten Verse dichtete, und mit einer lieblichen Stimme sang, ein solcher Mann mußte leicht Eindruck auf ein Mädchenherz machen. Abelard warf seine Augen auf Heloisen, die Nichte eines Canonicus, die er um so leichter zu fesseln hoffte, da einerlei Geschmack an den Wissenschaften ihre Seelen näher verband, und er voraussah, daß er ihr manches schriftlich würde sagen können, wozu es ihm vielleicht mündlich an Kühnheit gebräche. Ihr Oheim hieß Fulbert, und war vielleicht gar ihr Vater, wenigstens liebte er sie mit der Zärtlichkeit eines Vaters. Er gab ihr die sorgfältigste Erziehung, er bildete die herrlichen Anlagen aus, mit welchen die Natur ihren Geist begabt hatte, und Heloise wurde bald das Wunder ihrer Zeit. Freilich mochte wohl damals nicht viel dazu gehören, einem Mädchen den Ruf der Gelehrsamkeit zu verschaffen, aber die schöne Heloise besaß wirklich Kenntnisse, welche sie noch heute auszeichnen würden. Sie verstand lateinisch, griechisch und hebräisch, und soll sogar einmal den heiligen Bernhard durch Anführung des Grundtextes in Verlegenheit gesetzt haben.

Viele Schriftsteller behaupten, sie sei außerordentlich schön und kaum achtzehn Jahre alt gewesen. Das letztere

mag wahr sein, weil Abelard selbst sie ein junges Geschöpf (adolescentulam) nennt; was aber ihre Schönheit betrifft, die müssen wir billig bezweifeln, ob man gleich bei dem Namen Heloise gewöhnlich ein reizendes Mädchen zu denken pflegt. Abelard, der Geliebte und Verliebte, drückt sich folgendergestalt darüber aus: »an Geistesbildung war sie die Erste, an Gestalt nicht die Letzte.« Nun weiß man recht gut, daß ein hübsches Gesicht in den Augen eines Liebhabers schön, und ein häßliches hübsch ist; wenn er also zum Lobe der Schönheit seines Mädchens nichts mehr sagen kann, als: ihre Gestalt war nicht die Letzte; so darf man sie kühn für häßlich halten.

Schön oder häßlich, genug, Abelard verliebte sich in sie, und benutzte die Schwachheit ihres Oheims, um sich in ihrem Hause einzunisteln. Er wußte, daß der alte Mann seine Nichte und das Geld mit gleicher Zärtlichkeit liebte, und daß er Heloisen von ganzem Herzen gelehrt zu sehen wünschte, aber so wohlfeil als möglich. Abelard ersuchte ihn, gegen ein ansehnliches Kostgeld, ihn in sein Haus zu nehmen, und erbot sich, seine Nichte unentgeltlich zu unterrichten. Wer war froher als Fulbert, er übergab ihm das Mädchen sogleich, bat ihn, alle Mühe anzuwenden, und sie allenfalls zu züchtigen, wenn sie nicht lernen wolle. Abelard beschreibt sehr naif, wie sie die Zeit in ihren Lehrstunden zubrachten. »Wir schlugen die Bücher auf,« sagte er: »aber die einzige Wissenschaft, die wir abhandelten, war

die Liebe; wir wechselten keine Sentenzen, sondern Küsse; wir lasen uns mehr aus den Augen als aus den Büchern. Um keinen Verdacht zu erwecken, empfing sie zuweilen einige Streiche von der Hand der Liebe, nicht des Eifers; aus Dankbarkeit nicht aus Zorn: es waren die lieblichsten Streiche von der Welt.» Er vergleicht sich mit einem Menschen, der lange gehungert, und nun plötzlich an eine reich besetzte Tafel kömmt. Er achtete weder Zeit noch Ort, ihm galten Feiertage und Werktage gleich viel. Das gute Mädchen war weniger gottlos als ihr Liebhaber, aber sie konnte seinem Ungestüm nicht widerstehen, wenn sie einmal an einem Festtage die Züchtige spielte, so bediente er sich zuweilen in allem Ernst der Geißel.

Natürlich vernachlässigte er bei dieser Lebensart seine gelehrten Arbeiten, das Auditorium ekelte ihn an, keine neue philosophische Idee schmückte seinen Geist, alles was er hervorbrachte, waren Lieder der Liebe. Aber seine glühende Leidenschaft war in diesen Liedern so schön ausgedrückt, daß sie von Mund zu Mund, und von Provinz zu Provinz flogen. Heloise spricht mit Entzücken davon. »Die Welt,» sagt sie, »war von seinen Liedern bezaubert, Worte und Melodie beide hinreissend. Jedermann sprach von ihrem Verfasser, die glückliche Heloise wurde überall beneidet. Jedes Weib, jedes Mädchen verlangte nach dem abwesenden Abelard, und brannte für den gegenwärtigen.»

Seine Schüler fingen an zu bemerken, daß sein Unterricht matt wurde, und sie erriethen bald die Ursache dieser Veränderung. Der Letzte von allen, die dieses Liebesverständniß argwöhnten, war der gute Fulbert, der es lange nicht glauben wollte, aber endlich doch die Augen öffnen mußte. Abelard sah sich gezwungen, sein Haus zu verlassen. Er entführte sie aus dem Hause ihres Oheims und schickte sie nach Bretagne zu einer seiner Schwestern.

Um den racheschnaubenden Oheim zu besänftigen, erbot sich Abelard sie heimlich zu heirathen, ein Vorschlag, den höchst seltsamer Weise Fulbert mit beiden Händen ergriff, und Heloise mit beiden Händen von sich stieß. »Ich kenne meinen Oheim,« schrieb sie ihm, »nichts wird seinen Durst nach Rache löschen. Und welche Ehre für mich, dein Weib zu sein, auf Kosten deines guten Rufes. Ich würde die Flüche der Welt auf mich laden, der Kirche einen Schatz rauben, und den Philosophen ein Aergerniß geben. Welcher Schimpf, wenn du, der eine Welt zu beglücken erschaffen wurde, nur für ein Weib leben wolltest. Denke an die Worte des heiligen Paulus: bist du ledig, so sei vernünftig und suche dir kein Weib. Wenn aber weder der Apostel noch die Kirchenväter dich abschrecken können, eine so schwere Last auf deinen Hals zu laden, so höre mindestens die Philosophen; traue einem Theophrast, der durch so manche Gründe beweist, daß ein Gelehrter nicht heirathen soll; einem Cicero, der die Terentia verstieß, und

eine Verbindung mit der Schwester des Hircius ausschlug, weil, wie er laut gestand, er zwischen der Philosophie und einem Weibe sich nicht theilen könne. Wie passen sich auch die widersinnigsten Dinge zusammen? Schüler und Mägde, Tintenfässer und Wiegen, Bücher und Spinnrocken, Federn und Spindeln? wie erträgt man, in theologische und philosophische Meditationen versunken, das Weinen der Kinder, den Gesang der Ammen, und die Zänkereien des Gesindes? Ich mag nicht einmal des Gestankes und der ewigen Unreinlichkeit der Kinder erwähnen. Reiche Leute können diese Unbequemlichkeiten vermeiden, sie haben eigene Zimmer für Kinder und Gesinde; aber was soll der dürftige Gelehrte thun? wenn du auch deine Würde als Geistlicher nicht behaupten willst, so vergiß wenigstens nicht, daß du Philosoph bist. Dir wird die Rolle des Liebhabers ehrenvoller, und mir reizender sein als die des Ehemannes. Nicht das Band der Ehe, nur meine Zärtlichkeit soll mich an dich fesseln, und unsere Freuden werden immer den Reiz der Neuheit behalten, wenn wir uns seltener sehen.» Durch diese und hundert andere Gründe suchte das sonderbare Mädchen ihren Liebhaber von einer Heirath abzuhalten. Noch viele Jahre nachher, als sie schon Aebtissinn war, nahm sie Gott zum Zeugen, daß sie lieber Abelard's H** als die rechtmäßige Gemahlin eines Kaisers sein wolle.

Trotz ihrer Gegengründe bestanden Abelard und ihr Oheim auf der heimlichen Heirath, die auch wirklich voll-

zogen wurde. Fulbert hatte versprochen nie davon zu reden, er hielt aber nicht Wort, denn ihm lag zu viel daran, die Schande seiner Familie zu bedecken. Heloise hingegen, wenn sie darum befragt wurde, betheuerte oft mit einem Eide, sie sei nicht Abelard's Weib. Um dieser Beharrlichkeit willen wurde sie oft von ihrem Oheim gemißhandelt. Sie klagte, Abelard wollte sie retten, und entführte sie zum zweiten Male. Im Kloster von Argenteuil, wohin sie ihre Zuflucht nahm, erschien sie auf sein Geheiß als Nonne gekleidet, jedoch ohne den Schleier anzunehmen.

Diese zweite Entführung setzte Heloisens Verwandte in grenzenlose Wuth. Sie dursteten nach Rache und ihre Rache war grausam sinnreich. Abelard's Bedienter wurde gewonnen, der Treulose öffnete in der Nacht seines Herrn Schlafzimmer, man überfiel den sorglos Schlummernden, und beraubte ihn eben derjenigen Theile, durch welche er Unehre über die Familie gebracht hatte.

Diese Unthat machte großes Aufsehen. Eine zahllose Menge Menschen umringte am andern Morgen Abelard's Schlafzimmer; seine Schüler weinten und heulten, die Damen brachen in bittere Klagen aus. Man schrieb ihm Trostbriefe, und die strafende Gerechtigkeit verfolgte seine Henker; denn zwei derselben, deren man habhaft wurde, verloren ihre Augen, und überdies, dem Vergeltungsrechte gemäß, die nämlichen Dinge, deren Verlust Abelard beweinte. Aber alles das konnte ihm freilich keinen Ersatz ge-

währen; aus Scham, nicht aus Frömmigkeit, entzog er sich der Welt, und ward Mönch in der Abtei von St. Denis. Heloise ließ sich zu gleicher Zeit als Nonne im Kloster von Argenteuil einkleiden.

Abelard ließ sich einfallen, sich zum Sittenrichter aufzuwerfen, ein Amt, wodurch man sich nirgends Freunde erwirbt. Man ergriff die erste beste Gelegenheit seiner los zu werden, und jagte ihn fort. Er wählte nun einen Zufluchtsort im Gebiete des Grafen von Champagne, errichtete dort auf's neue eine Schule, und sah sich bald von Zuhörern umringt, indessen die Hörsäle seiner Mitbuhler leer blieben. Natürlich erweckte das ihm abermals Neid und Verfolgung. Zwei mächtige Feinde zu Laon harrten nur auf eine gute Gelegenheit ihm einen empfindlichen Streich zu versetzen, und diese fand sich bald in einem Buche, welches Abelard über das Geheimniß der Dreieinigkeit schrieb. Seine Schüler hatten ihn nämlich mit diesem Geheimnisse ein wenig in die Enge getrieben. Abelard zog sich aus dieser Schlinge so gut er konnte, und suchte seinen Schülern das Geheimniß begreiflich zu machen, indem er es mit den Propositionen eines Sillogismus verglich, deren drei an der Zahl, doch nur Eine Wahrheit in sich fassen. Alle Welt fand Geschmack an diesem Buche, ausgenommen die Theologen, die in frommen Eifer den Pöbel aufwiegelten, den Ketzer Abelard zu steinigen. Gesteinigt wurde er nun zwar nicht, aber man berief ein Concilium zu Soissons, welches ihm

die Mühe ersparte, sich zu vertheidigen, sondern ihn sanftmüthig verurtheilte, sein Buch eigenhändig in's Feuer zu werfen, und hernach in das Kloster St. Medard eingesperrt zu werden.

Bald nachher gebot man ihm, in die Abtei St. Denis zurückzukehren, wo der unerbetene Sittenrichter so viele Feinde hatte. Sie lauerten auf ihn, und als ihm eines Tages die lästerliche Muthmaßung entwischte, ihr heiliger Dionys möchte wohl nicht Dionys der Areopagite sein, dessen in der Schrift erwähnt wird; so schrien sie laut über eine Ketzerei, der sie sogar den Anstrich eines Staatsverbrechens zu geben wußten.

Der Abt versammelte sein Kapitel, und schlug vor, den Verwegenen, der den Ruhm und die Krone des Reichs freventlich antaste, der Gerechtigkeit des Königs zu überliefern. So lächerlich und albern auch diese Anklage war, so besaß doch Abelard Weltkenntniß genug, um zu wissen, daß man eine Verfolgung nie auf die leichte Achsel nehmen muß; er entfloh daher bei nächtlicher Weile nach Champagne. Von hier aus bediente er sich eines politischen Kunstgriffs, seine Gegner los zu werden. Er gab daher dem Hofe zu verstehen, daß es ganz unpolitisch gehandelt sei, einen Menschen dorthin zu setzen, der nie aufhören werde, die bösen Sitten durchzuhecheln, und dem es vielleicht endlich gelingen könne, sie wirklich zu verbessern. Man verstand die-

sen Wink, und Abelard erhielt die Erlaubniß, in klösterlicher Einsamkeit zu leben, wo es ihm gefällig sei.

Er wählte eine stille Einöde im Kirchsprengel von Troges, und baute daselbst ein Bethaus, welches er Paraclet nannte. Eine große Anzahl von Schülern folgte ihm dahin, und mit ihnen der Neid, der einem verdienstvollen Manne so lange er lebt auf die Fersen tritt. Man wählte ihn nämlich zum Superior der Abtei Ruys im Kirchsprengel von Vannes. Dort hoffte er eine Freistatt zu finden, aber er vertauschte nur ein Uebel gegen das andere.

Heloise war indessen Priorin des Klosters von Argenteuil geworden, aber es herrschte unter diesen frommen Jungfrauen eben so wenig Zucht und Sitte, als unter den gottlosen Mönchen. Ob Heloise Mitschuldige ihrer Ausschweifungen gewesen, bleibt unentschieden. Wenigstens hat der Abt von St. Denys, als er für nöthig hielt, die strafbare Lebensart dieser Nonnen in Rom anzuzeigen, sich nicht über Heloisen persönlich beklagt. Der Papst ertheilte dem Abt die Erlaubniß, die Nonnen sämmtlich aus dem Kloster zu jagen, und das geschah mit unbarmherziger Strenge.

Kaum hörte Abelard, daß seine Heloise ohne Dach und Fach herum irre, als er ihr sein verlassenes Paraclet schenkte, eine Schenkung, welche vom Papst Innocenz dem Zweiten bestätigt wurde. Sie war also die erste Aebtissin des

Paraclet, und wurde, nach Abelard's Versicherung, von den Bischöfen wie eine Tochter, von den Aebten wie eine Schwester, und von den Weltleuten wie eine Mutter geliebt. Dennoch murrte das arme Mädchen mit dem fühlenden Herzen und dem heißen Blute, nicht selten über ihr Schicksal. Auch die häufigen Reisen, welche ihr Geliebter um ihretwillen aus Bretagne nach Champagne machte, gewährten ihr keinen Trost, obgleich eben diese Besuche den Lästerzungen auf's neue Anlaß gaben, ihren Umgang mit Abelard hämisch zu deuten, so allgemein bekannt auch seine Verstümmelung war. Späterhin unterhielten die beiden Liebenden einen fortdauernden Briefwechsel. Bald verlangte Heloise einen Entwurf von Klosterregeln für ihre Nonnen, bald die Auflösung irgend einer schweren Aufgabe.

Indessen brach ein neues Gewitter über den armen Abelard herein, man beschuldigte ihn abermals der Ketzerei. Er verlangte, seine Lehre vor einer öffentlichen Versammlung rechtfertigen zu dürfen. Man gewährte ihm diese Bitte, und berief im Jahr 1140 ein Concilium nach Sens, welchem König Ludwig VII. in Person beiwohnte. Man fing damit an, Auszüge aus seinen Schriften vorzulesen. Wenn man Gedanken eines Schriftstellers aus dem Zusammenhange herausreißt, so wird es leicht ihn sagen zu lassen, was man Lust hat *); Abelard protestirte gegen

*) Man sehe die Literaturzeitung von S. 1 bis 10000.

diese Auszüge und appellirte an den Papst. Demungeachtet verdammte das Concilium seine Lehrsätze, verordnete jedoch nichts gegen die Person des Angeklagten, sondern schickte den ganzen Prozeß an Innocenz II. und bat um Bestätigung des Verdammungsurtheils. Diese erfolgte sogleich. »Abelard's Schriften,« hieß es, »sollen verbrannt, er selbst eingesperrt, und ihm das Lehren für immer untersagt werden.«

Glücklicherweise wurde die Abtei Clugny sein Gefängniß, und glücklicherweise besaß diese Abtei einen biedern Abt, in der Person Peter des Ehrwürdigen, der ihn liebreich aufnahm, menschlich behandelte, durch seine Fürsprache den Papst besänftigte, und den heil. Bernhard mit ihm aussöhnte. Hier fing er endlich an, Ruhe zu genießen, hier wurden ihm seine letzten Tage durch menschenfreundliche Sorgfalt versüßt. Er ertheilte den Mönchen Unterricht; Alter, Erfahrung und Unglück hatten ihn gedemüthigt, von seiner ehemaligen Eitelkeit fand man keine Spur mehr, er war und blieb bescheiden und arbeitsam.

Nach und nach empfand er die Beschwerden des Alters. Er wurde von der Krätze und manchen andern körperlichen Schwachheiten heimgesucht. Um ihn eine reine gesunde Luft einathmen zu lassen, schickte man ihn nach der Priorei St. Marcel, welche bei Chalons an der Saone in einer sehr anmuthigen Gegend liegt. Dort starb er am 21. April 1142 im 63. Jahre seines Alters.

Nach seinem Tode schrieb Heloise an den ehrwürdigen Abt von Clugny, und bat ihn dringend um den Leichnam ihres Geliebten, der einst selbst in einem seiner Briefe gewünscht hatte, im Paraclet begraben zu werden. Das treue Weib empfing die letzten Ueberreste ihres Gatten, ihre Thränen flossen auf sein Grab, und sie bestimmte ihre eigene Ruhestätte an seiner Seite. Sie überlebte ihn noch einundzwanzig Jahre.

Die fromme Leichtgläubigkeit erzählt, daß, als Abelard's Grab geöffnet wurde, um Heloisens Körper hinein zu legen, Abelard die Arme ausstreckte, seine Geliebte zu empfangen.



# Mein literarischer Lebenslauf.

Ich habe als Schriftsteller Gutes und Böses erfahren, beides im reichen Maße, beides oft unverdient. Ich bilde mir ein, es könne Jünglingen, welche diese schlüpfrige Bahn betreten wollen, zu großem Nutzen gereichen, wenn sie die Erfahrung eines Mannes lesen, der zwar nicht am Ziele steht — denn wie wenige erreichen es! — aber doch lange vor ihnen auslief; der sich in einen Kreis mit ihnen setzt, und ohne Schminke erzählt, wo er strauchelte, wo er fiel, wo er beräuchert oder begeifert, geneckt oder getäuscht wurde; wo die Muse ihm winkte, oder wo er eine Bacchantin für eine Muse ansah.

So sammelt euch um mich, ihr Unerfahrenen, die ihr die Spitzen eurer Stäbe nur erst in den Honig des Parnasses tauchtet und meint, er müsse euch wohl bekommen, weil er süß ist; laßt euch nieder, und hört mir zu. Ihr seht, ich habe es mir bequem gemacht, meine Seele ist im Negligee, und meine Lippen sind geöffnet, eben so aufrichtig zu bekennen, wo die Eitelkeit mich zwickte, als wo das Gefühl für das Wahre und Schöne mich durchwärmte.

Auch will ich mir diese Aufrichtigkeit gar nicht zum Verdienst anrechnen, denn es gibt Lagen des Lebens, in

welchen es eben so leicht wird, Gutes zu thun, als seinen Ueberrock anzuziehen, und das sind gewöhnlich diejenigen, wo man den ganzen Tag im Ueberrock herumschlendern darf; wo man sich nur bückt, um eine Blume zu pflücken, und nie um einen Handschuh aufzuheben, oder ein Namensfest zu verherrlichen; wo man mehr Freude über die ersten Maiknospen, oder den ersten Zahn des jüngsten Buben empfindet, als über die gnädigen Worte des Gönners: Sie speisen heute bei mir. Wenn man abgeschieden von der großen Welt in ländlicher Ruhe lebt, wenn Zufriedenheit und Genügsamkeit das Herz jeder Freude, und folglich jeder Tugend öffnen; wenn man nur von wenigen Lieben umgeben ist, die des Herzens nie unedle Regungen von den Verirrungen des Kopfes schon längst geschieden haben; o dann bekennt man gern jedes Unrecht, dessen man sich schuldig glaubt; man tritt mit Freudigkeit vor das Publikum, weil nur die Stimmen der gutmüthigen Beurtheiler in der Einsamkeit wiederhallen, die Stimmen derer, welche die Worte des Erzählers nicht verdrehen, nicht bespötteln, nicht hämisch deuteln.

»Wo ist der Mann von Geist, der nie eine Albernheit sagte? wo ist der Biedermann, dem nie etwas Tadelnswürdiges entschlüpfte, etwas, das ihm nicht von seinem Herzen diktirt wurde? versucht es einmal, ein Register allein über die Fehler der vollkommensten Menschen zu halten, unterdrückt einmal alles übrige sorgfältig, und laßt

uns dann hören, wie die Welt über diesen Menschen urtheilen wird" *).

Wohlan dann! ihr bösen Krittler! ihr Ehrabschneider von Profession! was kümmert euer Bellen den frohen Mann in seiner Einsamkeit? hat er doch nur ein Weib und ein paar Freunde, die ihn kennen und lieben! darum bellt! ihr elende Söldner! dieses Weib, diese Freunde werdet ihr ihm nicht vom Busen wegbellen.

Wenn ich behaupten wollte, ich schriebe dieses Büchlein blos den Jünglingen zu Nutz und Frommen, so würde ich eben so unwahr reden, als ein Buchhändler, der seine Bücherpreise blos deswegen herabsetzt, um den Liebhabern der Wissenschaften den Ankauf zu erleichtern. Nicht doch, liebe Freunde! es sind Ladenhüter, die er gern los sein möchte, und so lag auch diese Schrift schon seit fünf Jahren in meiner Seele; ich muß sie herausschaffen, um Platz zu bekommen. Mir selbst verspreche ich Genuß davon, unbekümmert um fremde, vielleicht verwöhnte Gaumen;

---

*) Eh! quel est l'homme d'esprit, qui ne dit jamais de sottise? quel est l'honnête homme, auquel il n'échappe jamais un propos répréhensible que son coeur n'a point dicité? si l'on tenoit un registre exact de toutes les fautes que l'homme le plus parfait a commises, et qu'on supprimât soigneusement tout le reste, qu'elle opinion donneroit on de cet homme là?

Rousseau. Dialogues.

denn ich habe überhaupt in meinem Leben nur ein Buch und eine Broschüre andern Leuten zu Gefallen geschrieben, und das wurden gerade meine schlechtesten Arbeiten. Alle meine Schauspiele hingegen, alles, was etwa Rührendes oder Schönes aus meiner Feder floß, schrieb ich für mich, und die Stunde, in der ich es schrieb, lohnte mir köstlicher als Publikum und Verleger.

So soll denn auch jetzt meine Fantasie den ersten Schnee wegschmelzen, der heute vor meinen eigenen Fenstern gefallen ist; was kümmern mich fremde Fenster? Nebenher soll es mich wohl herzlich freuen, wenn auch andere Leute in Winkeln der Erde, wo heute am dritten Oktober noch kein Schnee fällt, mein Büchlein gern lesen, und nicht gewahr werden, daß es beim ersten Frost geschrieben worden; doch behüte mich der Himmel vor der gefährlichen Jagd nach Beifall! — Diesem lieblichen Singvogel aufthun, wenn er an mein Fenster pickt, das will ich mit Freuden — und wer thäte es nicht gern! — aber in Schlingen mag ich ihn nicht fangen.

Hervor ihr Zauberbilder meiner frohen Kindheit! Die Erinnerung an euch ist kaum noch mit meinem Ich verwandt. Hervor! umgaukelt mich, ihr holden Schatten! — Guter Gott! laß aus dem Meere der Vergangenheit jene süßen Stunden noch einmal wie ein dünner Nebel vor meinen Blicken emporsteigen! — Da stehe ich und schaue den Strom hinab, immer weiter und weiter führt er meine

Blumen, bis sie fern auf dem Rücken einer Welle noch einmal schimmern, ehe sie untertauchen und verschwinden.

Hasche diesen letzten Schimmer! — siehst du den Knaben, der mit starrem Auge an dem Munde seiner Mutter hängt, wenn sie an Winterabenden ihm und seiner Schwester ein gutes Buch vorliest? — Das warst du! — siehst du ihn dort wieder, wie er den Stuhl zum Tische macht, und die Fußbank zum Stuhle? wie er gierig an einem Romane schmaust, indessen Ball und Steckenpferd in Winkeln zerstreut liegen? — Das warst du! —

Meine gute Mutter — Gott sei Dank! sie lebt noch! sie hört meinen Dank noch! — Meine gute Mutter entsagte, als eine noch sehr junge Witwe, manchem Reiz und manchem Genuß des Lebens, um sich ganz für die Bildung ihrer Kinder aufzuopfern. Sie besaß Geschmack, Belesenheit, zartes Gefühl, und einen reichen Schatz von duldender Mutterliebe; mit diesen Eigenschaften konnte sie ihren Zweck nicht ganz verfehlen.

Sie hat mir zwei oder drei Hofmeister gehalten, Kandidaten der heil. Theologie, die, während sie mit Sehnsucht harrten, daß ein göttlicher Beruf ihnen eine kleine Herde anvertraue, mich ihre Hirtenstäbe weidlich fühlen ließen, und keine Mühe sparten, ein Schaf aus mir zu machen. Der eine war ein physiognomischer — der andere ein verliebter Theolog; der eine kritisirte meine Nase, der

andere brauchte mich zum Postillon d'amour. Aber was jene verdarben, wußte meine Mutter immer wieder gut zu machen. Ein Abend in ihrem Zimmer, eine Vorlesung von ihr war mehr werth als die ganze Plackerei mit Lang's Colloquiis und Luther's großem und kleinem Katechismus. Jene ließen den Papagei schwatzen, sie lehrte den Knaben fühlen. Sie flößte mir den Geschmack am Lesen fast mit der Muttermilch ein. Ich zählte vielleicht kaum fünf oder sechs Jahre, als schon oft ein Buch mich von meinem Schaukelpferde lockte.

Das Erste, dessen ich mich lebhaft entsinne, und dessen zahlreiche Bände ich nach oben beschriebener Weise auf eine Bank gekauert, gelesen und wieder gelesen habe, waren die damals beliebten Abendstunden, eine Sammlung kleiner Erzählungen aus verschiedenen Sprachen, auf deren Titelblatt ein schlafender Hund zu schauen ist, mit der Umschrift: non omnibus dormio. Ich weiß nicht, worauf der Schlummer dieses Hundes sich bezog, aber das weiß ich, daß ich noch jetzt an keinem schlafenden Hunde vorübergehe, ohne an die Abendstunden zu denken.

Diejenige Erzählung in jener Sammlung, welche den ersten großen Eindruck auf mich machte, mir die ersten Thränen der Rührung kostete, war die Geschichte von Romeo und Julie, aus welcher Weisse nachher den Stoff zu seinem Trauerspiele nahm. Sie erschütterte mich so tief, daß vielleicht damals schon der erste Grund zu meiner Vor-

liebe für rührende Erzählungen in mir gelegt wurde. Das zweite, mich anziehende Buch war Don Quixotte, der freilich lange nachher von Herrn Bertuch sehr viel besser übersetzt worden ist, mir aber nie wieder so viele Freude gemacht hat. Ein Kind bringt zu seiner Lektüre wie zu seinen Spielen mehr Empfänglichkeit, mehr Reizbarkeit mit; daher glaubt es in beiden den Zauber zu sehen, den, wenn ich mich so ausdrücken darf, nur die Frischheit seiner Empfindungen ihnen leiht, so wie auch ein halb welkes Blatt schön ist, wenn das Morgenroth darauf glüht. Daher kommt es zuweilen, daß der Jüngling — und selbst der Mann — sich auf die Lektüre eines Buches freuet, das in seinen Kinderjahren ihm Entzücken gewährte. Es gelingt ihm endlich, dessen habhaft zu werden, er liest und wundert sich, nicht mehr dieselbe Unterhaltung zu finden. Mein Geschmack, denkt er, hat sich verfeinert. Ach nein! Du brachtest nur nicht die nämliche Empfänglichkeit mit. Um jede deiner Nerven beben zu machen, bedurfte es damals nur einer leisen Berührung, jetzt muß man dich schütteln. Und sollte es auch wahr sein, daß dieser Unterschied durch Verfeinerung des Geschmacks erzeugt würde, so wäre es doch nur eine traurige Wahrheit, die den Kreis unserer geistigen Vergnügungen nur enger zusammen zieht. Wir wollen blos Meisterwerke lesen, wir sind stolz darauf, daß allein diese uns Unterhaltung gewähren, und doch preisen wir den genügsamen Menschen glücklich, dem seine Kohlsuppe eben so gut schmeckt, als Friedrich

dem Zweiten seine Polenta. Ist denn die Genügsamkeit nur eine körperliche Tugend?

Halt! ehrlicher Don Quixotte, du führst mich zu weit. Empfange meinen Dank, und theile ihn mit Sancho Pansa. Ihr seid ein paar gute Gesellschafter, ich bin gern mit euch in den Wirthshäusern herumgezogen, bis Robinson Crusoe mir aufstieß, dieser Wundermann, der mich, wie jeden Knaben, mit unwiderstehlicher Gewalt an sich riß, den ich geiziger verwahrte, als mein bestes Spielzeug; mit dem ich oft auf den sogenannten rothen Gang, auf die Schwelle des Pferdestalles floh, um fern von der Trommel meiner Gespielen, ungestört mit ihm auf die Ziegenjagd zu gehen. Die Glocke zum Vesperbrot tönte, ich hörte sie nicht! Die Sonne ging unter, ich las mir in der Dämmerung die Augen trübe. O! wie sehnlich wünschte ich damals, daß mir doch einst das Glück beschieden sein möchte, auf eine wüste Insel verschlagen zu werden! wie herrlich schmeckten mir im Geist die Brotkuchen, die Robinson in der Erde buck, und das Ziegenfleisch, das er in selbst verfertigten Töpfen kochte!

Ich fing an, Jagd auf alle die abenteuerlichen Robinson's zu machen, welche die Nachahmungssucht in meinem lieben Vaterlande hervorbrachte; aber wo war einer, der dem Original an Kraft, Natur und Interesse gleich kam? — Die Insel Felsenburg galt freilich viel bei mir, die Erscheinung des Geistes, der sich in Gestalt einer Wolke über das Wasser wälzt, erregte mir einen angenehmen Schauder;

auch Robert Pierrot erzwang sich meinen Beifall, besonders da, wo er aus der Höhle mit Todtenköpfen kanonirt wird; aber es war doch alles nichts gegen den ehrlichen Robinson Crusoe, den ich bewunderte, und seinen Freitag, den ich herzlich lieb hatte, und der mir durch sein Entzücken, beim Wiederfinden seines gebundenen Vaters, süße Thränen entlockte.

Insel, und besonders wüste Insel, war damals ein Zauberwort für mich, an welches sich eine Reihe lieblicher Bilder knüpfte. Ich dachte zuweilen: warum lerne ich decliniren und conjugiren und exponiren? wäre es nicht besser, ich lernte ein halbes Dutzend Handwerke, damit ich mir künftig einmal zu helfen wüßte? Denn wenn der Himmel mir meinen brennendsten Wunsch gewährt, so wirft er mich in einem lecken Schiffe einst auf eine Klippe, und läßt mir nichts als ein Wrack, um mir aus den Trümmern eine Hütte zu bauen. — Wer hätte geglaubt, daß ich nach Verlauf eines Vierteljahrhunderts diesen Wunsch eben so brennend erneuern würde! ich bin mit einem liebenden Herzen zur Geselligkeit geboren, und folglich ist es mir Bedürfniß die Einsamkeit zu suchen; denn ich will lieber fern von bösen Menschen leben, und sie vergessen, als sie täglich sehen und hassen. Das Wort Insel ist mir noch immer ein Zauberwort, nur muß es eben keine Wüste sein. Bei dem Worte Insel denke ich nicht mehr an Robison Crusoe, sondern an dich, mein guter, treuer, geprüfter Freund! Die

Insel, die du bewohnst, mein redlicher Ungern! soll mir die letzte Freistatt sein. Wenn jemals das Schicksal mein Glück zertrümmert, so wirst du mir ein Plätzchen geben, wo ich ungestört eine Thräne auf das elende Wrak weinen darf.

Wenn die Perleninsel und die Insel Felsenburg, die schwimmende und die fliegende Insel meine Fantasie zu überspannen drohten, so wußte meine Mutter, in den Abendvorlesungen, meinem weichen Gehirn mildere Eindrücke zu geben. Den Aesop las ich gern; mit Gellert's Fabeln und Liedern wurde ich bald befreundet, viele derselben wußte ich auswendig. Haller und Bodmer waren mir zu hoch, aber Gleim, Uz und Hagedorn gefielen mir, denn ich verstand sie. Sehr früh fing ich an, diesen Sängern nachzuzwitschern. Ich erinnere mich noch ganz gut, meines ersten poetischen Versuches. Ich mochte vielleicht kaum sechs Jahre alt sein; das schließe ich daraus, weil ich mein Manuscript hinter dem Spiegel neben der Ruthe verwahrte. Es sollte ein ländliches Gemälde werden, wozu ich die Bilder aus allen mir bekannten Dichtern zusammen gestohlen hatte. Folgende zwei Zeilen kamen darin vor:

Es singet die steigende Lerche,
Es hüpfen die Schäfchen am Berge —

Sie gefielen mir außerordentlich, weil sie so lustig dahinhüpften. Ich wußte nicht, daß es Dactylen waren, und zwar die einzigen im ganzen Gedicht. Mehrere Tage lang zer-

brach ich mir den Kopf, um die folgenden Zeilen eben so artig mit tanzen zu lassen, aber vergebens! alle die übrigen waren und blieben schwerfällige Spondäen, und ich begriff gar nicht, wie es zuging, daß man die Verse könne nach Gefallen zu Fuß gehen, oder gallopiren lassen.

Bald nachher wagte ich auch meinen ersten dramatischen Versuch. Die Fabel vom Milchmädchen und den beiden Jägern war mir, ich weiß nicht wo, in die Hände gefallen; die beliebte kleine Oper existirte noch nicht, oder wenigstens mir unbekannt. Ich machte ein Lustspiel, welches gerade eine Octavseite lang war. Freilich fühlte ich wohl, daß es weit länger sein müßte, um einem Lustspiel ähnlich zu sehen, aber wer lehrte mich die Kunst, den Faden fein lang zu spinnen?

Indessen hatte die Dichtkunst auch bei mir ihre gewöhnlichen Wirkungen geäußert, das heißt, sie hatte mein kleines Herz für die Liebe empfänglich gemacht. Ich hing mich mit ganzer Seele an ein junges, liebenswürdiges, aber völlig erwachsenes Mädchen, welches nachher meine Tante wurde. Am 3. Mai 1768, also an meinem siebenten Geburtstage, schrieb ich in ein Zeichenbuch, auf die leere Rückseite einer Zeichnung, einen enthusiastischen Liebesbrief, welcher nicht übel in der asiatischen Banise figurirt haben würde. Ich machte ihr darin zärtliche Vorwürfe (denn sie war so blind, den Oheim dem Neffen vorzuziehen), und bat

sie zuletzt um die einzige Gunst, »ihre kleine weiße Hand noch einmal zu küssen.«

Der Umstand ist an und für sich sehr unbedeutend, aber ich führe ihn auch nur aus einer psychologischen und pädagogischen Rücksicht an. Meine Mutter nämlich wurde diesen Brief gewahr, sie fand, daß die Ausdrücke und Wendungen desselben die gewöhnlichen Fähigkeiten meines Alters übertrafen; sie ergetzte sich daran, und konnte der kleinen mütterlichen Eitelkeit nicht widerstehen, bei Besuchen in unserm Hause das Zeichenbuch hervorzuholen, und den Brief in meiner Gegenwart den Gästen vorzulesen, die denn natürlich immer herzlich darüber lachten. Ich spielte dabei eine höchst verlegene Rolle, und es ist die erste, tiefmarternde Empfindung meiner Seele, deren ich mich zu erinnern weiß. Sie ließ einen bleibenden Eindruck bei mir zurück; je öfter die Vorlesungen wiederholt wurden, je höher stieg meine Erbitterung. Ich weinte im Holzstalle heiße Thränen der Scham und des gekränkten Ehrgeizes, nahm endlich heimlich das verhaßte Zeichenbuch aus dem kleinen grünen Eckschranke, in welchem es verwahrt wurde, und warf es in's Feuer. Seit jener Begebenheit verlor ich in Herzensangelegenheiten das Vertrauen zu meiner Mutter auf lange Zeit, und Eltern und Erzieher mögen aus diesem Beispiele lernen, wie vorsichtig sie mit zarten Kindern bei solchen Gelegenheiten umgehen müssen, und wie gefährlich jede öffentliche Beschämung ist, wäre sie auch nur im Scherz geschehen.

Die Liebe und der Hang zu Religionsschwärmerei sind, wie man weiß, sehr nahe mit einander verwandt. Auch dieser letztere ergriff mich einst in meinen Kinderjahren, ich war über alle maßen fromm, und wäre ich so fortgefahren, so müßte meine Mutter schon längst die Freude erlebt haben, welche einst der Mutter des heiligen Borromäus zu Theil wurde. Kaum hatte ich des Morgens mein Lager verlassen, so ging ich auch schon, um ganz ungestört zu beten, an einen heimlichen Ort, den die Ehrbarkeit zu nennen verbietet. Dort schloß ich mich sorgfältig ein, kniete nieder und betete, keine auswendig gelernte, sondern aus der Tiefe des Herzens hervorgepreßte, und mit Thränen gesalbte Stoßseufzer. Ich weiß noch, welche Mühe ich mir gab, Variationen in meinen frommen Seufzern anzubringen, damit Gott nicht glauben möchte, ich wolle ihm alle Tage das nämliche auftischen. Aus dieser Ursache waren mir auch Benjamin Schmolke's Morgen- und Abendandachten, trotz ihrer leichten Versification, sehr zuwider. Ich mußte sie oft in dem Zimmer meiner Mutter vorlesen, und dachte immer dabei: Gebete aus einem gedruckten Buche könnten Gott nicht wohlgefällig sein, weil er doch schon alles wüßte, was darin steht. Mit geistlichem Stolze sah ich zurück auf meine Betstunden, in welchen Gott, nach meiner Meinung, immer etwas Neues erfuhr.

Soll ich sagen, was diesen Hang zur Frömmigkeit in mir erstickte? — man wird es schwerlich errathen: das

Kirchengehen. An jedem Sonntage, Vormittag und Nachmittag, trieben die Hofmeister in Weimar ihre Zöglinge vor sich her in die Kirche. Dort durften wir nicht plaudern, nicht die Köpfe hin und her drehen, nicht mit den gemalten Engeln am Plafond liebäugeln, sondern mußten fein still sitzen, emsig zuhören, und wenigstens die Propositionen und die Eintheilung einer schaalen Predigt aufschreiben oder im Kopfe behalten. Im Winter geschah das Aufschreiben mit verkrümmten Fingern, und im Sommer, wenn die Strahlen der Sonne so lieblich durch die Kirchenfenster schimmerten, sehnten wir uns hinaus in's Freie.

In der Schloßkirche zu Weimar habe ich viele und große Langeweile erlitten. Ich fiel endlich auf ein Mittel mir diese Trübsal etwas zu erleichtern: so bald ich nämlich von der Predigt dasjenige weggeschnappt hatte, was ich zu Hause wieder erzählen mußte, so setzte ich mich in einen Winkel, nahm das weimarische Gesangbuch, und las die Geschichte der Belagerung Jerusalems, welche in einem Anhange erzählt wurde, und meiner Einbildungskraft reiche Nahrung gab. Das Geschrei des Wahnsinnigen, der auf den Mauern von Jerusalem Wehe! Wehe! ruft, schallte jeden Sonntag in meine Ohren, und da keine andere Lesebibliothek in der Kirche befindlich war, so las ich die Geschichte so oft, bis ich sie fast auswendig wußte.

Eltern und Erzieher! wollt ihr fromme Knaben bilden, so hütet sie vor dem Kirchengehen. Ich könnte schreckliche Beispiele anführen, wozu Geschäftlosigkeit und Langeweile Kinder in der Kirche verleiten. Die Belagerung Jerusalems ist nicht immer bei der Hand, und die Reihe Wehe! zu rufen, kommt endlich an euch.

Meine exemplarische Frömmigkeit war nicht allein verschwunden, sondern ich fing sogar an ein Zweifler zu werden; denn ich mochte ungefähr neun bis zehn Jahr alt sein, als mein kindischer Verstand an dem Begriff von der Allmacht Gottes scheiterte. Ich fragte nämlich einst meinen Hofmeister: ob Gott auch einen andern Gott hervorbringen könne, der größer und mächtiger sei als er selbst? und als mir diese Frage verneint wurde, zog ich daraus den Schluß: Gott sei nicht allmächtig. Das schien mir so klar, daß ich nicht begreifen konnte, warum die Menschen nicht früher auf diese einleuchtende Wahrheit gefallen? und mir nebenher nicht wenig auf meinen Scharfsinn zu gute that. Mehrere Wochen hindurch nährte ich dies stolze Gefühl meiner sich entwickelten Seelenkräfte, versuchte auch wohl einigemal, aber vergebens, unter meinen Gespielen Proselyten zu machen. Der Eine lachte mich aus, der Andere hörte gar nicht darauf. Ich wurde es bald müde, mein nagelneues Sistem zu predigen; die Lampe verlosch allmälich, da sie von der Eitelkeit keine Nahrung empfing, und es

blieb mir nichts übrig, als der angenehme Eindruck des Bewußtseins meines ersten Selbstdenkens.

Damals starb in Weimar ein blühendes Mädchen von fünfzehn oder sechzehn Jahren an den Pocken. Sie war die einzige Tochter trostloser Eltern, und ganz im Stillen, denn sie wußte selbst nichts davon, die Geliebte eines Knaben, der schon zum Jüngling heranreifte. Er war mehrere Jahre älter als ich, aber da wir in einem Hause wohnten, und ich seinen verliebten Entzückungen ein gefälliges Ohr lieh, so gab er sich, trotz der Verschiedenheit unsers Alters, viel mit mir ab. Ich begleitete ihn zuweilen des Abends bis unter die Fenster seiner kranken Geliebten, wo wir oft Stunden lang uns ganz geduldig beschneien und beregnen ließen, ob wir gleich nichts als undeutliche Schatten wahrnehmen konnten, über welche wir uns dann unsere Vermuthungen mittheilten.

Einmal — es ist mir noch wie heute — sahen wir ziemlich deutlich den Schatten einer Person, die einen Löffel vor sich her trug, vermuthlich um der Kranken Arzenei zu reichen. Mein Gefährte fing auf der Straße bitterlich an zu weinen; mir wurde das Herz weich, ich weinte mit, ohne zu wissen: warum? Sehr natürlich, daß diese Scene einen nie verlöschten Eindruck bei mir zurückließ, und daß mein Gefühl in diesem Augenblicke meinem körperlichen Wachsthum um einige Jahre vorauslief. Rauhes Wetter, Nacht, der trübe Lampenschein aus der Krankenstube, der

Schatten mit dem Löffel, der auf die vorgezogene Fenstergardine fiel, der schluchzende Jüngling, der Gedanke: dort stirbt ein hübsches Mädchen, das du so oft hüpfen und tanzen sehen; alles das setzte meine Einbildungskraft in stürmische Bewegung, und als das Mädchen nun wirklich starb, beweinte ich sie trotz ihrem Liebhaber; fand aber bald eine Quelle des Trostes in mir, die für ihn nicht floß. Ich dichtete nämlich eine Elegie, und da kein erkünsteltes Dichtergefühl, sondern wahre Empfindung mich begeisterte, so gerieth dieses Produkt besser als alle meine bisherigen Versuche. Man sprach im Ernst davon, die Elegie drucken zu lassen. Der bloße Gedanke daran brachte mich außer mir vor Entzücken, und hätte es in meiner Macht gestanden, das Mädchen in's Leben zurück zu rufen, ich weiß nicht, ob ich es auf Kosten meiner Hirngeburt gethan haben würde. So übte zum ersten Male die allgewaltige Schriftstellereitelkeit ihre Tirannei über mich aus. Die Elegie blieb indessen ungedruckt, ich kann mich nicht mehr erinnern, aus welchen Ursachen; aber meinen Schmerz würde sie vertilgt haben, wäre auch das Mädchen meine eigene Geliebte gewesen.

Ich komme jetzt auf diejenige Begebenheit meines Lebens, die durch ihre Folgen den größten Einfluß auf meine Bildung gehabt, und mich von meiner zartesten Kindheit an unwiderruflich zum dramatischen Schriftsteller bestimmt hat. Der verstorbene Schauspieler Abt kam mit einer

herumziehenden Gesellschaft nach Weimar, und schlug seine Bühne in der Reitbahn auf. Seit ich denken konnte, war in Weimar kein Schauspiel gewesen, und folglich meine Neubegier ohne Grenzen. Musäus, der gute vortreffliche Musäus, der mich schon als Kind liebte, und der damals noch Pagenhofmeister war, erbot sich, mich mit zu nehmen.

Mit einem heiligen Schauer betrat ich die Reitbahn, nie hatte ich etwas ähnliches in der Schloßkirche empfunden. Die vielen Lichter, die versammelte Menge, die Schildwachen, die geheimnißvolle Gardine, alles das spannte meine Erwartung auf's höchste. Man gab den Tod Adam's von Klopstock. Musäus stellte mich vor sich auf eine Bank, damit ich über die Köpfe wegsehen konnte. Der Vorhang rollt auf, ich war ganz Auge, ganz Ohr, mir entging kein Wort, keine Bewegung; ich wurde unwillig, wenn jemand von den Zuschauern hustete, oder sich ausschnaubte; ich strampelte auf meiner Bank mit den Füßen, wenn ein lästiger Nachbar den gefälligen Musäus anredete. Nein, nie! nie habe ich wieder einen mächtigern Eindruck auf meinen Geist empfunden!

Ich kam betäubt nach Hause. Man fragte mich, wie es mir gefallen? — Ach, Gott! Gefallen war nicht das rechte Wort. Ich sollte erzählen, und konnte weder Anfang noch Ende finden. Ich wünschte mir auf der Welt nichts mehr als das Glück, täglich einem solchen Schauspiel beizuwohnen. Robinson Crusoe verschwand ganz aus

meinem Gedächtniß, denn auf seiner Insel gab es kein Theater. Unbegreiflich war es mir, wie die Leute so ruhig davon sprechen, und ihre Geschäfte nach wie vor ganz ordentlich betreiben konnten. Meiner Meinung nach hätten sie alle wie die Bürger von Abdera herumlaufen und schreien sollen: o du! der Götter und der Menschen Herrscher! großer Abt! — Fragte Jemand meine Mutter: werden Sie heute in's Schauspiel gehen? und sie antwortete etwa: sie habe sich zu einem Spazirgang engagirt, oder sonst etwas dergleichen; so dachte ich bei mir selbst: mein Gott! wie ist es möglich, irgend ein anderes Vergnügen dem Schauspiel vorzuziehen, wenn man thun darf, was man Lust hat?

Unbeschreiblich war daher meine Freude, als bald nachher die Herzogin Amalie, diese Vertraute der Musen, eine stehende Bühne errichtete, und unstreitig die beste, welche damals in ganz Deutschland zu finden war. Die Familien Seiler, Brandes, Boeck und der unsterbliche Eckhof kamen nach Weimar.

Eckhof! du großer und guter Mann! ich segne deine Asche! du hast mein Herz und meinen Verstand gebildet, hast jede edle Empfindung in mir geweckt, und durch dein göttliches Spiel meine Vernunft und meine Fantasie mit Ideen und Bildern bereichert, welche ohne dieses Vehikel mir nie so anschaulich geworden wären. Oft, wenn ich dich des Vormittags um zehn Uhr in einem schlichten Rocke,

einer ungekämmten Perücke, und mit einem gebückten, höchst anspruchlosen Gange nach den Proben wandern sah, bewunderte ich im Stillen in dir den unbegreiflichen Mann, der des Abends, wenn er als König oder Minister auf die Bühne trat, zum Herrschen geboren schien. Dort waren deine lebendigen Darstellungen für mich eine Schule der Weisheit, und noch außer der Bühne lehrtest du, anspruchloser Mann! mich das Verdienst vom äußern Prunk scheiden.

Als Richard der Dritte und als Herzog Michel, als Odoardo und als Vater Rode blieb Eckhof immer gleich groß, unerreichbar! Man gab wöchentlich drei Vorstellungen, und die mütterliche Erlaubniß, ihnen beizuwohnen, hing theils von meiner Aufführung, theils von meinem Fleiße ab. Eine knöcherne französische Gouvernante gebot in jenen Tagen über die größten Freuden meines Lebens. Wir lasen und übersetzten bei ihr die Werke der Madame Beaumont. Täglich gab sie mir einen Zettel mit nach Hause, worauf entweder die Worte: bon, oder mediocre, oder das Schreckenswort mal geschrieben stand. Im letztern Fall war an kein Schauspiel zu gedenken, meine Mutter blieb gewöhnlich unerbittlich. Wie oft habe ich, wenn Demoiselle Louvel die Feder bereits eingetaucht hatte, um jenes fatale Wort niederzuschreiben, wie oft habe ich ihre schöne weiße Hand ergriffen — das Einzige, was an ihr schön genannt werden konnte — und mit Küssen und Thränen so lange bedeckt, bis sie das harte Urtheil

milderte, und das vermaledeite mal wenigstens in ein mediocre umschuf.

Meine Leidenschaft für die Bühne wuchs mit jedem Tage. Da die Entree nicht bezahlt, sondern das Theater blos vom Hofe unterhalten, folglich nur immer eine gewisse Anzahl von Billets ausgetheilt wurde, so traf es sich wohl zuweilen, daß ein so unbedeutender Knabe als ich kein Billet erhielt; besonders an festlichen Tagen, wo etwa ein neues Stück, oder ein großes pantomimisches Ballet aufgeführt wurde, und der Zulauf größer als gewöhnlich war. Dann wurde aber auch meine Begierde heftiger, und ich nahm meine Zuflucht zur List. Jeder Gang, jeder Schlupfwinkel im ganzen Schauspielhause war mir so bekannt, als das Inwendige meiner Rocktasche, sogar unter dem Theater wußte ich eben so gut Bescheid, als der Mann, der die Lampen anzündete. Ich pflegte mich daher in solcher Noth an den Eingang zu stellen, der für die Schauspieler bestimmt war, dort schlüpfte ich behend an der Schildwache vorüber, und, um jeder Verfolgung zu entgehen, kroch ich sogleich unter das Theater, eine kleine Thür führt von da in's Orchester, und ich befand mich plötzlich hinter den Paucken, die etwas erhöht standen, und wo meine kleine Person sich folglich sehr wohl befand.

Wollte der Himmel, ich hätte mich in Rücksicht auf das Schauspiel der Welt immer eben so geschickt benom-

men! hätte nie mit Neid und Bosheit, die überall Schildwache stehen, laut gehadert, sondern wäre immer fein säuberlich hinter ihnen weggeschlichen; hätte nie mich selbst auf die Bühne gewagt, sondern wäre immer unter dem Theater geblieben, oder höchstens nur in das Orchester hinter die Paucken geschlüpft, ohne jedoch die Paucken auch nur mit einem Finger zu berühren. Wohl dem Lampenputzer, der weder beklatscht noch ausgepfiffen wird, und der, wenn er daheim, bei verschlossenen Thüren, eine frohe Familienscene aufführt, mit Gresset ausrufen darf:

Une éternité de gloire
Vaut-elle un jour de bonheur?

Ich darf kühn behaupten, daß ich unter allen Zuschauern, groß und klein, immer der aufmerksamste war. Zum Beweise mag der Umstand dienen, daß ich Lessing's Emilia Galotti von einem Ende bis zum andern auswendig wußte, ohne das Buch jemals in Händen gehabt zu haben. Ich muß aber auch zur Ehre des damals in Weimar herrschenden, durch das Beispiel einer liebenswürdigen Fürstin gebildeten Geschmacks, hinzufügen, daß Emilia Galotti sehr oft, und immer bei vollem Hause gegeben wurde. Die Rolle des Odoardo war Eckhof's Triumph! Madame Mecour als Emilie, Herr Böck als Prinz und dessen Gattin als Claudia, Herr Brandes als Marinelli, und endlich besonders Madame Seiler als Orsina, boten alles auf, dies Meisterstück unserer dramatischen Dichtkunst würdig darzustellen. Auch Engel's dankbarer

Sohn prägte sich, ohne Vorsatz, meinem Gedächtniß wörtlich ein, blos durch die Kraft seiner innern Vortrefflichkeit. Ich brachte meine Gespielen bald dahin, diese beiden Stücke, auf einer Bühne von Bettschirmen, mit mir aufzuführen, und übernahm dann wechselsweise alle Rollen.

Nichts gleicht der Ehrfurcht, die ich damals für jeden, selbst mittelmäßigen Schauspieler hegte. Konnte ich mich im gemeinen Leben zu einem drängen, ihn reden hören, oder gelang es mir gar, selbst ein Wort mit ihm zu sprechen, so glaubte ich mich hochgeehrt. Ich weiß noch, wie gern ich Sonntags zu einem gewissen Hensel ging, um das Repertorium der künftigen Woche zu erfahren, denn Komödienzettel waren ungewöhnlich. Zu Hause steckte ich alles mit meiner Theaterwuth an; einige Schäferspiele, an Geburtstägen aufgeführt, genügten mir nicht; jedes neue Stück mußte sich gefallen lassen, unter unsern Streichen zu bluten, und endlich fiel mir gar einmal Gerstenberg's Ugolino in die Hände, dieses vortreffliche Kunstwerk, das nicht mehr so allgemein bekannt ist, als es zu sein verdient. Ich war entzückt davon, und weil es nur wenige Personen enthält, so glaubte ich, es sei recht für unsere Privatübungen gemacht, ohne zu bedenken, daß jede dieser Personen einen vollkommenen Schauspieler erfordert. Ich übernahm die Rolle des Anselmo, den ich mit allem Feuer meiner jugendlichen Einbildungskraft her perorirte.

Ich habe oben der grossen pantomimischen Ballete erwähnt, auf welche in Weimar ansehnliche Kosten verwendet wurden. Mit Entzücken erinnere ich mich noch der glänzenden Darstellungen von Idris und Zenide, Orpheus und Eurydice, Incle und Yariko, die Amazonen u. s. w. (die Idee zu dem letztern war von Musäus). Was die Schauspiele auf meine Empfindung, das wirkten die Ballete auf meine Sinne, und ich dachte bald auf Mittel, auch diese nachzuahmen. Zu dem Ende schuf ich mir selbst ein kleines Theater, anfangs nur von Wachs, dann von Papier, und endlich gar von Holz. Wer malen konnte, mußte mir Decorationen pinseln, Mutter und Tanten mußten mir seidene Lappen liefern, um meine Puppen zu kleiden. Sie tanzten ihre Solo's und pas de deux am Drahte, die Blitze von semen lycopodii fuhren aus Federkielen in die Flamme, und kurz, jedes neue Ballet, das die Herren Koch und Schütz auftischten, war gewiß einige Wochen nachher auf meiner Privatbühne zu schauen. Der Geschmack an diesem Spielwerk pflanzte sich unter den weimarischen Knaben fort, in kurzem besaß jeder sein kleines Theater, und lernte von mir den Gebrauch der kleinen Maschinerien.

O scheltet nicht! daß ich vielleicht zu lange bei diesen kindischen Spielen verweilte. Der mächtige Einfluß, den sie auf meine künftige Bestimmung hatten, mag meine geschwätzige Feder rechtfertigen.

Ich gehe zu der traurigen Epoche über, wo ein unglücklicher Brand das weimarische Schloß, und mit ihm den Schauplatz meiner Freuden in die Asche legte. Gerade an diesem Tage sollte der Hausvater von Diderot gegeben werden, ein Schmaus, auf den ich mich vergebens freute.

Die Gesellschaft wurde nun verabschiedet, und ging nach Gotha. Ich weihte ihrer Abreise manche Thräne. Ja, ich muß es noch einmal wiederholen, daß ich jener Epoche den größten Theil meiner Bildung verdanke *). Aus inniger Ueberzeugung fordere ich Eltern und Erzieher auf, wenn sie das Glück genießen, eine gute, gesittete Bühne in ihren Mauern zu besitzen, ihre Kinder und Zöglinge so oft als möglich in diese Schule zu führen. Ein gutes Schauspiel ist das sicherste und schnellwirkendste Mittel, in zarten Herzen jeden Keim des Edlen zu wecken, ihnen Abscheu vor dem Laster, und Liebe zur Tugend einzupflanzen. Der gewöhnliche Einwurf, den man zu machen pflegt: die Kinder werden zu sehr dadurch zerstreut — ist völlig unbedeu-

*) J'ai toujours reconnu l'esprit des jeunes gens, au détail qu'ils faisaient d'une pièce nouvelle qu'ils venaient d'entendre; et j'ai remarqué, que tous ceux qui s'en acquittaient le mieux, ont été ceux qui depuis ont acquis le plus de réputation dans leurs emplois. Tant il est vrai, qu'au fond l'esprit des affaires, et le véritable esprit des belles lettres, est le même.

Voltaire.

tend. Ich habe nie mit mehrerem Eifer gelernt, nie schnellere Fortschritte gemacht, als da ich die Hoffnung hatte, meinen Fleiß am Abend durch ein Schauspiel belohnt zu sehen. Ich verfiel gegentheils in eine Art von Trägheit, als dieser große Reiz verschwunden war.

Sollte hier irgend ein Frömmling aufstehen, und mit verdrehten Augen ausrufen: »welch ein gottloser Mensch! er warnt vor der Kirche, und preist dagegen das Schauspiel an!« — dem würde ich mit Achselzucken antworten: guter Freund! ist es meine Schuld, daß Predigt und Schauspiel, zwei Dinge, die zu gleichem Zwecke erdacht wurden, nicht beide ihre Bestimmung erfüllen? was die Sittlichkeit des Menschen befördert, ist mir heilig, es heiße wie es wolle. Könnt ihr durch eine Predigt die nämliche Wirkung hervorbringen, so soll es mir sehr lieb sein. Wahr ist's, ihr gebt eure Predigten gratis, aber dafür laßt ihr uns die gräßlichste Langeweile um Gottes willen erdulden. Ich frage einen jeden auf sein Gewissen, ob er, wenn er aus zweien Uebeln wählen muß, nicht lieber ein schlechtes Schauspiel, als eine schlechte Predigt mit anhören will?

Ich war nun schon seit einiger Zeit ein Schüler des Gymnasiums zu Weimar, ein Institut, welches damals noch großer Verbesserungen bedurfte. Ich fing diese meine Schülerlaufbahn in Tertia an, wo wir, unter andern nichtswürdigen Dingen, auch gezwungen wurden, hebräisch zu lernen. Was Wunder, daß ich oft, statt die Schulstunden

zu besuchen, heimlich zu einem Mitschüler schlich, der von einem herzensguten Oheim erzogen, und ein wenig verzogen wurde. Was machten wir dort? — was anders als Pläne, um Komödie zu spielen? Wir hatten den geschäftigen Müssiggänger gewählt, und ich erinnere mich, daß wir viele Tage mit Abschreiben der Rollen zubrachten, ohne zu ahnen, daß wir schon durch die Wahl des Stücks eine Satyre auf uns selbst machten.

In Secunda ging es etwas besser. Zwar ließ man sich auch dort noch manchen Zeitverderb zu Schulden kommen, wohin ich unter andern die Stunde rechne, in welcher wir, wir mochten wollen und können oder nicht, lateinische Verse schmieden mußten. Der gute Musäus unterrichtete, sehr wider seinen Willen, in dieser Kunst. Dagegen aber, lernten wir dort auch manches Gute, und zwar das Meiste von eben dem vortrefflichen Manne, dessen Name so eben meine Feder ehrte. Bei ihm übten wir uns im Briefschreiben, und man weiß, daß Musäus Briefe zu schreiben verstand. Ferner hatten wir in jeder Woche eine poetische Stunde, um derenwillen mir der Sonnabend ein lieber Tag wurde. Musäus hielt es damit folgendergestalt:

Sobald er in die Klasse trat, erkundigte er sich, ob etwa einer der Schüler selbst einen poetischen Aufsatz verfertigt habe? denn gezwungen wurde, wie billig, niemand dazu. Gewöhnlich fanden sich einige schüchterne Musenjünger, welche aufstanden, und mit niedergeschlagenen

Blicken anzeigten, daß ihr Pegasus gesattelt sei. Sogleich räumte ihnen Musäus den Katheder ein, sie traten auf, und durften von der Ceder bis zum Ysop reden, indessen Musäus, die Hände auf den Rücken geschlagen, schweigend auf und nieder ging. Hatte der Dichter geendigt, so wurde sein Machwerk vom Lehrer kritisirt, doch nie so abschreckend, als seine Herren Kollegen in der großen Schule der Welt zu thun pflegen. Wenn keiner mehr da war, der das Schulpublikum mit eigenen Gedichten zu unterhalten sich erbot, so traten diejenigen auf, die fremde Gedichte auswendig gelernt hatten, und sie hersagten, um sich in der Deklamation zu üben. Auch hier war aller Zwang verbannt. Es stand einem jeden frei, zum Behufe dieser Uebung zu wählen was ihm gut dünkte, oder auch sich gar nicht damit abzugeben. Musäus billigte oder tadelte die deklamirten Stücke, und gab seinen Schülern Gründe für beides. Wir waren glücklicher als das Publikum, das sich oft ohne Gründe behelfen muß.

Wie ich vormals als Kind mein frommes Gebet nur aus dem Herzen holte, so wollte ich auch jetzt als Knabe dem Musengott nichts auswendig Gelerntes vorplappern; ich gehörte mit zu der kleinen Anzahl derjenigen, die ihr eigenes Unkraut auf dem Parnaß aussäten, und keine fremden Blumen brachen. Noch jetzt besitze ich einige Kleinigkeiten aus jener Epoche, die gerade nicht die Schlechtesten in einem gewöhnlichen Musenalmanache sein würden.

Damals gingen die Balladen stark im Schwange. Die Almanache wimmelten von schauerlichen Ritter- und Geistergeschichten, in sechs geräumte und eine ungeräumte Zeile gebracht. Es konnte nicht fehlen, daß sie meinen Beifall erhielten, und meinen Nachahmungstrieb weckten. Ich reimte also auch eine Ballade, ganz im Geschmack jener Zeit; ein Theil davon ist noch unter meinen Papieren. Es wurde darin geschmaust, gemordet, durch ein Gespenst Buße geprediget, und der verstockte Sünder endlich vom Teufel geholt.

Am nächsten Sonnabend konnte ich den Augenblick kaum erwarten, um mit diesem Meisterstück, das übrigens wirklich leicht versifizirt war, die Rednerbühne zu betreten. Der wichtige Augenblick erschien, mein Herz klopfte, ich deklamirte mein Machwerk mit zitternder Stimme. Aber wie funkelten meine Augen! wie hob sich meine Brust! als Musäus, nachdem ich geendigt hatte, folgende mir unvergeßliche Worte sprach:

»Gut, recht gut; aus welchem Almanach haben Sie das genommen?« Man denke sich — nein, man kann sich das nicht denken! — Mit welchem freudigen Kitzel ich antwortete: »ich habe es selbst gemacht.«

»Wahrhaftig?« sagte Musäus, »ei! ei! bravo! fahren Sie so fort.« — Ich war außer mir! ich hätte diesen Augenblick für kein Königreich verkauft. Mit glühenden Wangen ging ich wieder nach meinem Sitze, und, da ich sah, daß

die Augen aller meiner Mitschüler auf mich geheftet waren, so verbarg ich mein Gesicht mit stolzer Bescheidenheit in den blauen Mantel, den — sonderbar genug — alle Schüler zu tragen verbunden waren.

Von nun an hielt ich mich für einen Dichter. Musäus hatte bravo gesagt, Musäus konnte glauben, die Ballade sei aus einem Almanach genommen, Produkte, für welche ich damals große Ehrfurcht trug; wer konnte mir jetzt wohl meinen Beruf zum Dichter streitig machen? — Ich hätte nun fortfahren, und jeden Sonnabend ein neues Musenkind liefern sollen, aber es kam mir vor, als sei meine Ballade unerreichbar, und als könnte ich doch nichts dem ähnliches wieder hervorbringen. Ich ruhte daher auf meinen Lorbeern aus, und begnügte mich, die Ballade immer in der Tasche zu tragen, um sie gelegentlich einem jeden vorzulesen, der Lust hatte sie zu hören.

Ein Glück für mich, daß Musäus eben so wohl verstand Uebermuth zu dämpfen, als Talente aufzumuntern. Einige Monate nachher nahte das feierliche Examen heran, wo Lehrer und Schüler ihr Bestes thaten, um vor einem zahlreichen Auditorio zu glänzen. Musäus wollte denn auch, zur Rekreation der gestrengen Herrn Examinatoren, einige Gedichte deklamiren lassen, und forderte besonders diejenigen dazu auf, die eigene Arbeiten zu liefern im Stande waren. Als die Reihe an mich kam, und er mich fragte: womit ich aufzutreten gedächte? war ich flugs mit der Antwort fertig: mit meiner Ballade.

»Welche Ballade?«

»Ei, die nämliche, die der Herr Professor vor einigen Monaten so sehr lobten.« — Ich sprach das mit einer Zuversicht und Selbstgenügsamkeit, die Musäus durchaus nicht leiden konnte.

»Ach was! bleibe Er mir mit seiner dummen Ballade vom Halse! ich habe das alberne Ding schon längst vergessen. Mache Er was Neues, was Vernünftiges!«

Ich stand versteinert. Das Gebäude meiner Eitelkeit sank in Trümmern, die Scham weinte über den Ruinen. Was war zu thun? ich mußte aufstehen von meinen welken Lorbeern, auf denen ich so sanft geschlummert hatte, und mir einen frischen Kranz zu verdienen suchen. Es gelang mir auch. Ich wählte aus Miller's moralischen Schilderungen die Geschichte des unnatürlichen Sohnes, der seinen Vater eingesperrt hält. Einst, als zahlreiche Gäste auf dem Schlosse des Bösewichts ein Freudenfest verherrlichen, wird einer derselben, aus Mangel an Platz, in ein entlegenes Zimmer auf einem einsamen Gange gebettet. Um Mitternacht sieht er ein langbärtiges Gespenst herein wanken, mit Ketten beladen, welches sich dem Kamine nähert, die übrigen Kohlen zusammenscharrt, und seine zitternden Hände darüber wärmt. Der Gast erkennt seinen alten Freund, den Vater des Wirths, den seine Wächter, bei dem allgemeinen Taumel im Schloß, nicht sorgfältig genug gehütet hatten. Diese schreckliche, aber leider wahre Geschichte,

brachte ich in Verse, und erwarb mir abermals den Beifall meines Lehrers.

Außer den Schulstunden genoß ich seinen Unterricht noch in manchen andern Dingen, und diese Privatstunden hatten einen großen Vorzug vor jenen; denn dort war es nur auf Geistesbildung angesehen, hier lernte ich sein gutes Herz kennen, seine häuslichen Tugenden lieben, sein vortreffliches Muster nachahmen. Täglich wuchs meine zärtliche Achtung für ihn, ob er gleich zuweilen sehr strenge gegen mich war. Ich kann mich nicht enthalten, hier eine Anekdote einzuschalten, theils weil sie seinen Hang zu satyrischer Behandlung selbst beim Strafen seiner Untergebenen zeigt, theils weil ich meine Schrift nicht besser schmücken kann, als wenn ich recht viel von Musäus rede.

Ich hatte, ich weiß nicht mehr welchen dummen Knabenstreich gemacht, und meine Mutter, die mich nicht selbst strafen wollte, gab mir ein Uriasbriefchen an Musäus, mit der Bitte, mich zu züchtigen. Er las, hielt mir ganz kaltblütig mein Vergehen vor, und befahl, ihm aus dem Holzstalle einen Stock zu holen. Der Stock wurde gebracht, es war ein Wellenknüppel, etwas krumm gewachsen. Er besah ihn lächelnd, nahm mich beim Arm, gab mir einige Hiebe, und bat mich dabei sehr höflich um Verzeihung, daß der Stock krumm wäre. Dieser Spott that mir weher, als die härteste Züchtigung. Ich habe es nie vergessen, viele Jahre nachher erinnerte ich ihn daran, und wir haben herzlich

darüber gelacht. Indessen muß ich doch gestehen, und Musäus gestand es selbst, daß diese Manier keinem Erzieher anzurathen ist, sie erzeugt so leicht Erbitterung, und wirklich war auch mehrere Wochen etwas dem Aehnliches in meinem Herzen; aber ich hatte mich schon zu sehr gewöhnt, ihn zu lieben, ein freundliches Wort von ihm, das meine kleinen Talente aufmunterte, ein Lob aus seinem Munde, und es war vergessen.

In Secunda war es, wo ich abermals einen dramatischen Versuch wagte, und zwar wählte ich zu meinem Stoff die Verschwörung des Catilina. Ich schuf daraus ein Trauerspiel in fünf Aufzügen, welches ungefähr einen halben Bogen lang sein mochte. Als es fertig war, wendete ich mich an einen meiner erwachsenern Mitschüler, Namens Hügel, der in der Klasse für einen schönen Geist galt. Ich bat ihn demüthig, mein Produkt zu lesen, und seine Bemerkungen am Ende anzuhängen. Er that es, und sein Urtheil war wörtlich folgendes:

»Recht gut, nur kann man denjenigen, den man Herr nennt, nicht zugleich dutzen.»

Schnell sank die hohe Achtung, die ich für den sogenannten schönen Geist gehegt hatte, bis zum Mitleid herab. Da ich so manches Stück im römischen und griechischen Kostüm hatte aufführen sehen, so wußte ich nur zu gewiß, daß das Dutzen der Könige und Herren erlaubt und gebräuchlich sei. Ich machte daher den Schluß: hat der große

Hügel nichts anders an meinem Trauerspiele auszusetzen gewußt, so folgt daraus, daß es ganz tadellos ist. Wäre Eckhof noch in Weimar gewesen, gewiß hätte ich es ihm in Demuth überreicht, und ihn gebeten, die Rolle des Cicero zu übernehmen.

Am besten gelangen mir noch immer kleine Gedichte, in welchen Empfindung herrschte. So erinnere ich mich noch mit wehmüthigem Vergnügen einiger Verse auf den Geburtstag meiner guten Mutter. Unser Musikmeister hatte sie componirt, meine Schwester spielte das Klavier und sang, ich blies die Flöte, der Lehrer accompagnirte auf dem Basse. Wir hatten diese Art von Cantate ganz heimlich gelernt, und überraschten meine Mutter damit am Morgen ihres Wiegenfestes. Wohl dem Menschen, der in den Kammern seines Gedächtnisses solche frohe Scenen der Liebe und Unschuld aufbewahrt! es sind Arzneien in kleinen, oft lange verschlossenen Schränkchen, man öffnet sie, wenn die Seele leidet, und sie gewähren sanfte Hilfe.

In jenem Alter, wo der Geist, gleich einem jungen Bäumchen, sich mit jedem Winde beugt, ist alles, was wir hervorbringen, Nachahmung, und ich bin überzeugt, daß kein origineller Gedanke aus dem Kopfe eines Menschen kommen kann, ehe und bevor er im Stande ist, sein Geschlecht fortzupflanzen. Alles was ich damals schuf, war immer nur Nachahmung meiner letzten Lektüre. Die Brandes'schen Schauspiele, zum Exempel, gefielen, denn auf der

öden Steppe unserer dramatischen Literatur war man froh ein Blümchen zu finden, wenn es auch nur ein blasses Veilchen war. Ich schrieb ein Lustspiel, Ende gut, Alles gut, welches, wo ich nicht irre, viel Aehnlichkeit mit dem Grafen von Olsbach hatte; auch eine Frau Wattel, ganz nach der Frau Wandeln gebildet, kam darin vor. Goethe besuchte damals oft unser Haus — (wenn ich ihn nicht Herr Geheimderath von Goethe nenne, so geschieht das aus der nämlichen Ursache, die Herr Schulz in seinen mikrologischen Aufsätzen anführt) — er hörte von meinem Lustspiel, und war so herablassend, oder so höflich, sich das Ding zum Durchlesen auszubitten. Er machte meiner Mutter durch diesen Wunsch eine große Freude, und das war auch wohl seine Absicht. Ich habe nachher nichts wieder davon gehört oder gesehen, würde es ihm auch sehr verargen, wenn er seine Zeit damit verdorben hätte.

Indessen war dieser geistreiche Mann in meinem Knabenalter doch immer sehr gütig gegen mich. Er erlaubte mir, in seinem Garten Vögel in Schlingen zu fangen, denn ich war damals schon ein leidenschaftlicher Jäger. Wenn ich nun des Morgens um sechs Uhr, auch wohl noch früher hinauswanderte, um zu sehen, ob ich einen Krammsvogel, oder ein Rothkelchen erbeutet hätte, so kam er oft zu mir herab, unterhielt sich freundlich mit mir, und munterte mich auf zum Fleiße. Er hat das vermuthlich schon längst vergessen, ich aber werde es nie vergessen; denn jedes seiner Worte war mir höchst merkwürdig, und machte einen tiefern Ein-

druck auf mich, als die schulgerechten Ermahnungen meines Conrectors.

Goethe hatte damals sein allerliebstes kleines Stück die Geschwister geschrieben. Es wurde auf dem Privattheater zu Weimar aufgeführt, er selbst spielte den Wilhelm, meine Schwester die Marianne, und mir — mir wurde die wichtige Rolle des Postillon zu Theil. Man denke sich meine stolze Freude, als es mir zum ersten Male erlaubt war, vor einem großen Publikum die Bühne zu betreten. Ich fragte alle Menschen, ob ich meine Rolle gut gespielt hätte? — Die Undankbaren! sie erinnerten sich des Postillons kaum.

Bald nachher las ich auch zum ersten Male Göthe's Werther. Ich habe keinen Ausdruck für das tobende Gefühl, welches dieser herrliche philosophische Roman in mir erregte. Es wurde dadurch in meinem Herzen eine so schwärmerische Liebe für den Verfasser erzeugt, daß er mich hätte in's Feuer senden können, um einen verlornen Schuhriemen heraus zu holen.

Noch ein anderer Dichter voll Sturm und Drang ging bei uns öfter aus und ein: Herr Klinger, der mit einer schönen, männlichen Gestalt, ein gewisses, rasches biederes Wesen verband, das mich zu ihm zog. Mit ihm und Musäus habe ich einst eine Fußreise nach Gotha gemacht, an die ich, so lange ich lebe, mit Vergnügen zurückdenken werde. Es konnte wohl nicht fehlen, daß in dem frühen

Umgang mit solchen Männern meine geringen Talente den Grad der Ausbildung erhalten mußten, dessen sie fähig waren.

Ich war nunmehr nach Prima hinaufgerückt, wo der verstorbene gelehrte Heinse mir zum ersten Male Geschmack an der lateinischen Sprache einflößte, die in den untern Klassen blos als Gedächtnißwerk und so handwerksmäßig betrieben wurde, daß es unmöglich war, sie mit Lust zu studiren. Heinse aber las in Privatstunden den Terenz mit uns, und las ihn so, daß der Kern nicht verloren ging. Terenz hat mir viele Freude gemacht; das war es aber auch alles, denn die erbärmliche Logik, die man in Prima nach einem alten Scholastiker lehrte, die trockene Universalhistorie von Zopf, und was dergleichen mehr war, erweckten mir solchen Ekel, daß ich in den Schulstunden fast nichts anders that, als unter dem Mantel Romane lesen.

So nahte nun endlich die Zeit heran, wo ich die hohe Schule zu Jena beziehen sollte, und ich war noch nicht völlig sechzehn Jahre alt, als ich sie wirklich bezog. Freilich blieb ich anfangs auch dort noch ein halber Schüler, und besuchte noch nicht die eigentlichen Brotcollegia. Uebung in todten und lebenden Sprachen war im ersten Jahre mein Hauptzweck. Seit ich den Terenz kannte, hatte ich eine hohe Idee von der lateinischen Sprache gefaßt; in Jena wurde sie noch vergrößert. Der damalige Herr Adjunktus Wiedeburg, jetzt Professor in Helmstädt, las über den Ho-

raz. Die Stunde gleich nach dem Mittagsessen war freilich unbequem, besonders in den Sommermonaten, und man mußte ganz so angenehm unterhalten werden, als es dort geschah, um nicht zuweilen den Anwandlungen des Schlafes zu unterliegen. Wiedeburg drang mit philosophischem Geschmack in den Geist des Dichters, und wußte eben so gut die Schönheit der Sprache, als die der Gedankenfülle auseinander zu setzen.

Das Französische hatte ich zwar schon von Kindheit an getrieben, aber in Jena wurde ich zum ersten Male vertraut damit. Boulet, der gute alte Boulet, war kein gemeiner Sprachmeister. Belesen in den besten Schriftstellern seines Jahrhunderts, aus welchen er die schönsten Stellen ausgezeichnet hatte, wußte er seinen Unterricht mit Witz und Laune zu würzen, und sein glückliches Gedächtniß war unerschöpflich. Ihm verdanke ich die Vorliebe zu der französischen Sprache und den Produkten der Franzosen; denn, ob ich gleich ein Deutscher, und zwar ein deutscher Schriftsteller bin, folglich dies Bekenntniß seltsam in meinem Munde klingen mag, so muß ich doch freimüthig gestehen, daß wir im Fach der schönen Wissenschaften, und besonders in der leichten, faßlichen Art, Geschichte und Philosophie darzustellen, noch immer weit hinter den Franzosen zurück bleiben, woran denn freilich auch unsere schwerfällige, übelklingende Sprache zum Theil Schuld sein mag. Doch ist es wahrscheinlich, daß ihre Revolution uns Zeit lassen wird, auch in diesen Fächern einen Vorsprung zu

gewinnen, und daß wir bald mehr als einen Schiller für die Geschichte, bald mehr als einen Garve für die Philosophie werden aufzuweisen haben.

Das Italienische lernte ich von Herrn Valenti, und machte durch ihn meine erste Bekanntschaft mit dem Ariost.

Auch in Jena blieb meine Liebe für die edle Schauspielkunst nicht ohne Nahrung; denn als ich dort ankam, fand ich bereits ein Liebhabertheater von Studenten errichtet, und es war natürlich mein erstes Bestreben, als Mitglied desselben aufgenommen zu werden. Die jungen Damen auf Akademien weigern sich auf solchen Studententheatern Rollen zu übernehmen, und ich glaube, sie thun recht wohl daran. Schlimm ist es freilich, daß man dadurch genöthigt wird, Jünglinge in Weiberkleidern auftreten zu lassen; denn, obgleich bartlos, behalten sie doch immer ein sehr linkes Ansehen. Meiner Jugend wegen wurde auch ich zu Frauenzimmerrollen bestimmt, und ich kann nicht ohne Lachen daran denken, daß ich in den sechs Schüsseln die Frau von Schmerling im Reifrock, und außerdem noch so manche andere zärtliche und naive Mädchenrolle gespielt habe.

Nebenher fuhr ich fort, Reime zu schmieden, welche ich Gedichte zu nennen beliebte, und es wiederfuhr mir im ersten Jahre meiner akademischen Laufbahn eine Dehmüthigung und eine Aufmunterung. Mit der ersteren verhielt es sich folgendergestalt:

Ich hatte, meinem löblichen Nachahmungstrieb zufolge, es auch gewagt, Wieland nachzuahmen; denn weil seine Verse sich so leicht lesen ließen, so dachte ich, sie müßten auch leicht zu machen sein. Ich reimte daher in zwei Tagen ein Wintermärchen zusammen, schrieb es am dritten Tage sauber ab, und sandte es am vierten mit der Post gerade an Wieland. Ich schrieb ihm dabei einen stolzbescheidenen Brief, und machte für mein Märchen mit vieler Zuversicht Anspruch auf einen Platz im deutschen Merkur.

Man kann leicht denken, daß Wieland mehr zu thun hatte, als mir zu antworten. Das that mir zwar weh, indessen war ich doch bereit ihm zu verzeihen, wenn er mein Machwerk nur wirklich einrückte, ein Umstand, an dem ich gar nicht zweifelte. Ich wartete daher zu Ende jedes Monats mit der größten Ungeduld auf das neue Stück vom deutschen Merkur, und durchlief mit gierigem Auge das Inhaltsverzeichniß. In den ersten Monaten fehlgeschlagener Hoffnung tröstete ich mich mit dem Gedanken, daß Wieland mein Produkt nur auf kurze Zeit zurück gelegt habe, weil er zu reichlich mit Materialien versehen gewesen. Als aber ein viertel- und ein halbes Jahr verstrich, und immer noch kein Wintermärchen von der Sonne beschienen wurde, da war ich albern genug, mir einen Augenblick einzubilden, Wieland wolle mein aufkeimendes Talent unterdrücken. Ich bemäntele meine Schwächen nicht; Dichterlinge, spiegelt euch! — Zwei Jahre nachher

als ich etwas vernünftiger geworden war, sandte ich ihm abermals ein Gedicht, Ralph und Guido, von einem bescheidenen, anonymen Briefe begleitet, und hatte das Vergnügen, es im nächsten Monatsstück aufgenommen zu sehen.

Aber auch einer Aufmunterung erwähnte ich oben, die mir, um dieselbe Zeit, das traurige Schicksal meines Wintermärchens aus dem Gedächtnisse gaukelte. Ein Student, Names Gether, badete sich in der Saale und ertrank. Herr von Schüttdorf, der vertraute Freund des Unglücklichen, erregte allgemeines Mitleid durch seine tiefe Betrübniß. Ohne weder den Einen noch den Andern zu kennen, machte ich ein Gedicht auf Gether's Tod, welches von einem geschmackvollen Tonkünstler, Namens Reinhard componirt, und auf Schüttdorf's Veranstaltung gedruckt wurde. Man schmeichelte mir mit der Versicherung, daß es unter drei andern zu gleicher Zeit erschienenen Gedichten das Beste sei. Dieser Vorzug, und das unaussprechliche Vergnügen, mich zum ersten Male gedruckt zu sehen, vertilgten jene dehmüthigende Rückerinnerung, und ich wurde eifriger als jemals ein Verehrer der Musen.

Das erste Jahr war verstrichen. Meine gute Schwester verheirathete sich nach Duisburg am Rhein. Aus Liebe zu ihr, und damit sie nicht auf einmal von allen ihren Verwandten und Bekannten verlassen sein möchte, begleitete ich sie dahin, mit dem Versprechen, ein Jahr auf

dieser Duodezuniversität zuzubringen. Auf der Reise nach Duisburg wurde meine Einbildungskraft mit unzähligen neuen Bildern bereichert; denn ich sah Kassel mit allen seinen Kunstwerken, Frankfurt am Main, und endlich die herrlichen Naturscenen am Rhein, da wir uns auf einer Jacht einschifften, und in kleinen Tagereisen bis Kölln fuhren. Wer versuchen will, ob er Anlage zum Dichter hat, muß diese Reise unternehmen, und wenn ihm dann die poetische Ader nicht von selbst aufspringt, so thut er besser, den spröden Musen zu entsagen.

Eine drollige Anekdote muß ich hier einschalten. In Kassel wohnten wir zufälligerweise in einem Gasthofe mit dem Schauspieler Abt, der nämliche, der einst durch den Tod Adam's mich so stark erschüttert hatte, und nun in dieser Residenz sein Wesen trieb. Die Ehrfurcht, welche er mir damals für seine Person einflößte, war noch nicht erloschen, und ich vergaß Essen und Trinken, als ich ihn an der table d'hote erblickte. Gerade an diesem Tage sollte Ariadne auf Naxos gegeben werden; er sprach davon, bedauerte die Eingeschränktheit des Raums und die Dürftigkeit der Dekorationen, besonders klagte er über den Mangel einer Sonne. Plötzlich wandte sich der schon graue Theseus an meine Schwester, die seinen Klagen ein gefälliges Ohr geliehen hatte, und sagte mit einer Galanterie aus den alten Ritterzeiten: »wenn Sie sich in den Hintergrund zu stellen belieben wollten, so könnten wir die Sonne entbehren.« — Im Nu verschwand durch diese

Zauberformel meine staunende Ehrfurcht; ich sah ihn an, lachte, und aß mit gutem Appetit.

In Duisburg ging eine meiner ersten Sorgen dahin, ein Liebhabertheater zu errichten. Ich brachte auch mit leichter Mühe einen Haufen junger Leute zusammen, die sämmtlich Lust hatten Hauptrollen zu spielen; aber weit schwerer hielt es, einen schicklichen Platz zu finden, um ein Theater aufzuschlagen. Ein dicker Nebel von Vorurtheilen lag noch auf dieser kleinen Grenzstadt; die Wenigen, die Geschmack besaßen, hatten keine Säle zu vermiethen, und wer einen Saal hatte, wollte ihn nicht so sündlich entweihen lassen. Durch wen glaubt man wohl, daß uns aus dieser Noth geholfen wurde? — Durch die ehrwürdigen Patres des Minoritenklosters!!! — Sie räumten uns höflich und willig ihren langen und ziemlich breiten Kreuzgang ein, besuchten unsere Proben, ergetzten sich an unsern Schwänken, und erzählten, wie sie selbst ehemals biblische Geschichten aufgeführt hätten. Ueberhaupt muß ich zur Steuer der Wahrheit bekennen, daß ich unter den katholischen Seelenhirten nie so viel geistlichen Dünkel angetroffen habe, als unter den Protestanten. Diese halten sich urplötzlich für höhere Wesen, sobald das benedicat tibi Dominus! über sie ausgesprochen worden; jene vergessen nie daß sie Menschen sind, und wenn sie in Glaubenslehren unduldsam scheinen, so sind sie dagegen tolerant für menschliche Schwachheiten.

Im Kreuzgange des Minoritenklosters also gaben wir zum Erstaunen, zur Freude und zum Skandal des Duisburger Publikums die Nebenbuhler. Seit die Welt steht, ist vielleicht nie ein so profanes Stück in einem Mönchskloster gespielt worden, und wer den ganzen Kreuzgang voll Damenskopfzeuge sah, mußte sich billig fragen: wo bin ich? ist es ein Traum? Das Lächerlichste bei der Geschichte war, daß ich, aus Mangel an Akteurs, zwei Rollen spielte — und welche? — Julie und den Junker Ackerland!! wo Julie mit diesem zusammenkommt, da hatte ich weislich Veränderungen angebracht. Ich spielte die Geliebte im Amazonenhabit, und kleidete mich schnell um, wenn Potz Kinder und Wiegen! der tölpelhafte Landjunker auftreten sollte. So mußte jede Schwierigkeit meiner Theaterwuth weichen.

Noch immer war kein Funke von Originalität in meiner Seele. Ein Roman, den ich in Duisburg anfing, glich auf ein Haar Sophiens Reisen von Memel nach Sachsen. Ich kam damit nur bis auf den vierten Bogen. Ein paar andere Produkte hingegen vollendete ich wirklich, doch leider nur, um zwei neue Demüthigungen zu erfahren. Das erste war: der Ring, oder Geiz ist eine Wurzel alles Uebels, ein Lustspiel in drei Akten. Auch hier lag ein abgenutzter Stoff zum Grunde. Ein Mädchen, das man für todt hält, wird, auf Verlangen des Bräutigams mit einem kostbaren Ringe am Finger, ein Geschenk von ihm, begraben; in der Nacht kommt der geizige Vater die

Leiche zu bestehlen, und sie erwacht. Ich hatte die Verwegenheit das Stück an Schröder zu senden, der es mir mit einem höflichen Briefe zurückschickte, eben als ich mit mir selbst zu Rathe ging, wie groß das Honorarium wohl sein müsse, das ich zu fordern gedachte. Ich zürnte auf Schröder, der seinen eigenen Vortheil nicht besser verstand, überwarf mich auch ein wenig mit der undankbaren dramatischen Muse, ließ sie im Stiche und schrieb einen Roman von acht oder zehn Bogen, der, nach meiner Meinung, dem Werther in nichts nachstand; ja die Geschichte war noch weit schauerlicher, denn der Held stürzte sich von einem hohen Berge und wurde zerschmettert.

Weygand in Leipzig war damals die Hebamme aller modischen Romane. Ihm sandte ich mein Produkt, und überließ ihm, das Honorarium nach Verdienst zu bestimmen. Zweimal in der Woche eilte ich auf das Posthaus, um die erseufzte Antwort abzuholen. Sie kam endlich, und da sie blos in einem dünnen Briefe bestand, mir also das Manuskript nicht zurückgeschickt wurde; so schloß ich daraus, ehe ich den Brief erbrach, daß mein Meisterwerk nothwendig bereits unter der Presse sein müsse. Aber wie erschrack ich, als ich las: »daß Herr Weygand schon für einige Messen mit Verlagsartikeln hinlänglich versehen sei, und daß mein Manuskript mir sogleich wieder zu Diensten stehe, wenn ich vorher die Güte haben würde, ihm das Postgeld zu ersetzen,« denn ich hatte, im vollen Vertrauen auf die Güte meiner Ware, sie ihm unfrankirt zugeschickt, und er

glaubte vermuthlich, ich würde, aus väterlicher Zärtlichkeit, nicht ermangeln, mein Kind einzulösen. Aber da irrte er sich. — Wie? mein Held sollte nicht allein gratis vom Berge springen, und seine gesunden Gliedmaßen so jämmerlich zerschmettern? sondern ich sollte auch noch zubüßen? — nimmermehr! — Zwar hätte ich mein Manuskript um so lieber wieder gehabt, weil ich, als ein echtes Genie, nicht einmal ein Brouillon davon zurückbehalten, sondern den ersten Wurf, so wie er aus meiner Feder geflossen, abgesandt, ohne mich mit dem pedantischen Feilen abzugeben; aber — wer jemals Student war, wird wissen, daß der Musensohn nie einen Gulden zu viel hat, und ich beschloß daher, meinen Schatz in den Händen des Herrn Weygand zu lassen. Dort ruht er vielleicht noch, oder ist, um das Postgeld doch nicht ganz verschwendet zu haben, schon längst zur Unterlage einer schmackhaften Leipziger Aepfeltorte verbraucht worden, wobei ich denn auch nichts weiter bedaure, als daß ich die Torte nicht selbst verzehrt habe.

Im Jahre 1779 kehrte ich nach Jena zurück, und legte mich mit ziemlichen Eifer auf die Jurisprudenz. Der alte H— der seine Zuhörer durch Zoten ergetzte; der trockene S— der seit einem Vierteljahrhundert in jedem Semester zwei Späßchen vorbrachte, die immer dieselben waren, und über die niemand lachte als er selbst; der weitschweifige, geschmacklose W— und der biedere aber ungesittete Sch— waren meine Lehrer. Geschichte hörte ich bei dem seligen Müller, der keine Periode hervorbringen konnte,

ohne sie durch die beiden Wörtchen mit unter zu würzen, sie mochten dahin gehören oder nicht; Logik und Metaphysik bei dem Herrn Hofrath Ulrich, der damals noch keinen überlegenen Gegner gefunden hatte. Ich setzte meine Sprachübungen bei Boulet und Valenti fort, und lebte in den Nebenstunden mit Herz und Sinn für das Liebhabertheater.

Damals gebar ich ein Trauerspiel: Charlotte Frank, welches, so elend es auch war, mir in unsern Tagen die Ehre der Verfolgung zuziehen würde. Ein Fürst nämlich verliebte sich auf der Jagd in die Tochter eines Landpredigers, die Geliebte eines brausenden Jünglings, raubte sie, und wurde von dem verzweifelnden Liebhaber erschossen. Der Fürst hatte auch eine Art von Marinelli um sich, eine sehr versudelte Kopie im Kostüm eines Husaren-Rittmeisters; eben so war der Prediger eine elende Nachahmung des Odoardo.

Dem sei wie ihm wolle, es gelang mir, meine Mitbrüder zu überreden, das Stück aufzuführen, und der verstorbene Kapellmeister Wolf war so gefällig, ein allerliebstes Adagio dazu zu componiren, welches gespielt wurde, während der Held des Stücks im Gefängnisse betete, und welches natürlich das Beste von der ganzen Vorstellung war. Ich selbst spielte den Fürsten — aber ach! als ich am Ende erschossen werden sollte, versagte die Pistole. Mein Mörder hatte sich auf diesen Fall mit einem Dolche bewaffnet,

ich stürzte aber beim Abdrücken der Pistole, ehe ich noch Feuer sah, sogleich todt nieder; der Held warf sich auf mich, da mich der Schrecken schon getödtet hatte, und stieß mir zum Ueberfluß mit seinem Dolche noch einige blaue Flecke. Der Vorhang fiel, und der Beifall war sehr karg.

Bald nachher wagte ich mich an ein Lustspiel: die Weiber nach der Mode. Es gelang besser, und hatte, so viel ich mich erinnere, einige wirklich komische Züge. Hin und wieder waren verschleierte Stadtanekdötchen hinein verwebt, ein Umstand, der dem Dinge mehr Beifall verschaffte, als es verdiente. Dieser Beifall kitzelte den muthwilligen Jüngling, und erzeugte vielleicht in ihm jenen unseligen Hang zur Satyre, dem er zwar selten, und wahrlich! nie aus hämischen Absichten den Zügel schießen lassen, der ihm aber doch als Mann eine Reihe von Jahren verbittert hat. Die Satyre ist ein Bienenstachel, der Gestochene leidet wenig davon; der Stechende aber läßt ihn zurück, und fühlt es sein Lebenlang. Wenn diese Schrift auch keinen andern Nutzen hervorbringt, als den, daß sie vielleicht hie und da einen Jüngling von der gefährlichen Bahn abruft, wo zwar schadenfrohe Zuschauer ihm auf allen Seiten Beifall zulächeln, aber hinter ihm ein Kreuz schlagen — so bin ich belohnt.

Ich muß hier eines poetischen Klubbs erwähnen, den ich und einige meiner Freunde stifteten, und der uns, außer einer angenehmen Unterhaltung, wirklich Nutzen gewährte. Wir kamen einige Abende in der Woche zusammen, um

einander kleine, selbst verfertigte Produkte vorzulesen. Die wurden nachher in Kapseln verschlossen, und jedem Mitgliede zugeschickt, um seine Bemerkungen darüber zu machen, welche alsdann in der nächsten Sitzung debattirt wurden. Nach einiger Zeit erhielt dieses Institut einen beträchtlichen Vortheil, indem es uns gelang, den Herrn Hofrath Schütz zu überreden, den Vorsitz anzunehmen. Man kann leicht denken, wie sehr die Gegenwart eines so einsichtsvollen Kritikers unsern Eifer verdoppelte. Er ließ sich zu uns herab, und stellte uns als Recensent ein Muster auf, nach welchem das Recensentenfreikorps, das er jetzt kommandirt, sich leider nicht gebildet hat.

In meinem achtzehnten Jahre wurde ich Mitglied der deutschen Gesellschaft zu Jena, welches ich damals für eine große Ehre hielt, ein Irrthum, von dem ich schon längst zurückgekommen bin. Von den, in dieser Versammlung vorgelesenen beiden Aufsätzen erinnere ich mich nur noch, daß einer derselben eine Vertheidigung des Kaisers Julian enthielt, und daß ich schon damals die albernen Märchen und blutdürstigen Ränke der ältern und neuern Christen verabscheute.

Einige froh verlebte Sommermonate auf dem Klippsteinischen Garten gaben einer kleinen Sammlung von Gedichten das Dasein, welche, durch Vermittlung meines Freundes Musäus, bei W — in E — gedruckt wurden. Ich nenne mit Fleiß weder den Verleger, noch den Titel

dieser kleinen Broschüre; denn es könnte irgend einem neugierigen Leser einfallen, sich das Ding kommen zu lassen, wobei ich traun! nichts gewinnen würde. Es machte mir aber damals unaussprechliche Freude, und ich pflegte sorgfältig jeden Katalog, der mir in die Hände fiel, nachzuschlagen, um meine Augen an dem Titel meines Machwerks zu weiden. Woher mag es doch kommen, daß die ersten Schritte auf der schriftstellerischen Laufbahn eine so süße Selbstgenügsamkeit gewähren? mit welchem Rechte betrachtet der Jüngling sein erstes gedrucktes Werk als ein Kreditiv an das Publikum? hält er die Kunst, seine Gedanken und Bilder andern anschaulich zu machen, für ein erworbenes Verdienst? vergißt er, daß auch unter Bauern Mechaniker und Dichter geboren werden? daß allein die körperliche Organisation, und vielleicht die Reizbarkeit der Nerven, oder die Beschaffenheit des Nervensafts — wenn es einen solchen gibt — die mannigfaltigen Formen des Geistes bestimmen? und daß ihm daher die Dichtkunst eben so wenig zum Verdienst angerechnet werden kann, als Schönheit oder Leibesstärke? —

Um öffentlich zu zeigen, daß ich meine Zeit nicht blos mit den schönen Wissenschaften vertändelt hatte, beschloß ich im neunzehnten Jahre meine akademische Laufbahn mit der Rolle eines Opponenten bei einer Doktor-Promotion; ging darauf zurück nach Weimar, studirte fleißig die Pandekten, wurde von der Regierung examinirt, und zum Advokaten kreirt. Während ich auf Klienten wartete, fuhr

ich selbst fort, ein eifriger Klient der Musen zu sein. Ich besang die weimarischen Schönen, und gab mir alle Mühe, das Andenken an eine gewisse Romanze zu vertilgen, die mir ein oder zwei Jahre vorher entschlüpft war. Es kam nämlich ein Seiltänzer nach Weimar, der seine schöne, herkulische Gestalt durch die mannigfaltigsten Biegungen seines Körpers in das vortheilhafteste Licht zu setzen wußte. Die Verleumdung streute aus, er habe — um dem Chevalier Buffleurs einen Ausdruck abzuborgen — das Herz mancher Dame gewonnen, und mir kam dabei die lustige Idee in den Sinn, Bürger's Lied: die Weiber von Weinsberg, zu parodiren. Ich muß bekennen, daß ich noch heute, nach sechzehn Jahren, diese Parodie für eines meiner witzigsten Produkte halte; aber um so mehr zog es mir den gerechten Haß der Damen zu. Ein gewisser B—, der auch für einen Dichter galt, und sich nicht wenig darauf zu gute that, wurde auf dringendes Begehren, der Schampion der Damen, und that mir die Ehre an, eine Romanze auf mich zu machen, in welcher mir in effigie gar jämmerlich mitgespielt wurde. Eine billige Züchtigung für den Frevel, das ganze schöne Geschlecht anzutasten, wo vielleicht kaum eine gestrauchelt hatte.

Der erste Sommer nach meiner Rückkehr von Jena war einer der glücklichsten meines Lebens. Ich genoß ganz die vertraute Freundschaft des redlichen Musäus. In der Skizze, die ich von dem Leben dieses Biedermanns geliefert, habe ich bereits erzählt, daß wir täglich in seinem Garten

zusammen kamen. Wir schriftstellerten an einem Tische, aus einem Tintenfaße: und ich sehe noch das gutmüthige Lächeln um seine Lippen, den hellen, starren Blick seines Auges, wenn sein Geist im Begriff stand einen witzigen Einfall zu erhaschen. Am Abend las er mir gewöhnlich vor, was er den Tag über geschrieben; zuweilen auch erst am Ende der Woche. Was Wunder, daß ich jetzt, nachdem ich schon Wieland und Brandes, Göthe und Hermes nachgeahmt hatte, auch auf den Einfall gerieth, Musäus zu kopiren.

Herr Wittekind in Eisenach ging gerade damals mit dem Vorsatz schwanger, ein bändereiches Werk herauszugeben, eine Sammlung von Erzählungen, Gedichten u. s. w., für welche er, ich weiß nicht mehr was für einen alltäglichen Titel bestimmt hatte. Er lud mich ein, das Ehrenamt eines Mitarbeiters zu übernehmen, und ich versprach es unter der Bedingung, daß mir die Wahl eines anlockenden Titels überlassen werde. Ich taufte das Kind Ganymed für die Lesewelt, machte die Vorrede zum ersten Bande, und schrieb: Ich, eine Geschichte in Fragmenten, worin ich Musäus eigene Sprache und originelle Wendungen zu erreichen suchte. Ich habe weiter keinen Theil an diesem Werke, das, wo ich nicht irre, noch immer fortgesetzt wird, und mich, beim Durchblättern des Meßkatalogs, zuweilen an meine Jugendsünden erinnert.

Das zweite Produkt dieses Sommers waren die bei Dyk zu Leipzig herausgekommenen Erzählungen, die

der Herr Verleger mit vieler Eleganz drucken ließ. Er hat ihnen aber lange nachher ganz unvermuthet noch eine andere Ehre angethan, nämlich, er hat sie wider mein Wissen und Willen sehr ansehnlich vermehrt. Man stelle sich mein Erstaunen vor, als ich vor wenigen Wochen, um meine eigenen Schriften zu kompletiren, mir auch dieses unbedeutende Produkt aus Leipzig kommen ließ; ich schlage es auf, lese und wundere mich, das, was ich selbst geschrieben, so ganz vergessen zu haben; ich lese weiter, und meine Verwunderung nimmt zu, denn es ist mir, als könnte ich darauf schwören, ich sei nicht der Verfasser. Nach und nach hilft mir mein Gedächtniß, das Meinige vom fremden Eigenthum zu scheiden, und ich sehe ganz deutlich, daß man in dieser Auflage einige meiner eigenen Gedichte weggelassen, dagegen aber nicht weniger als hundert dreiundfünfzig Seiten mir völlig unbekannte Dinge hinzugefügt hat. Man glaube ja nicht, daß ich mich über diesen sonderbaren Vorfall nur deshalb öffentlich beschwere, weil ich etwa voll Dünkel glaubte, meine Erzählungen wären durch diese Zusätze verunstaltet worden? ach nein! an jenem Büchlein war leider wenig zu verunstalten, und ich bin vielmehr überzeugt, daß die meisten der angehängten Gedichte besser sind als die meinigen: aber um's Himmels willen! was werden die Verfasser jener Zusätze denken, wenn ihnen von ungefähr mein Buch in die Hände fällt, und sie ihre Kinder unter meinem Namen herumwandeln sehen? müssen sie mich nicht für den unverschämtesten Plagiarius

halten? — Was wird der Herr Kreissteuereinnehmer Weisse denken, dem eines der Gedichte gewidmet ist, und den ich gar nicht die Ehre habe zu kennen? — was hat endlich der Herr Verleger selbst gedacht? — ich will nicht einmal des Umstandes erwähnen, daß er im Jahre 1780 versprach, im Fall einer neuen Auflage, für jeden Bogen eine bestimmte Kleinigkeit nachzuzahlen, und nun doch diese neue, so sonderbar vermehrte Auflage ohne mein Wissen veranstaltete. Aber unbegreiflich bleibt dies Benehmen in jeder Rücksicht; es ist eine Begebenheit, die sich mit einem noch lebenden Schriftsteller vielleicht zum ersten Male zuträgt. Nach langem Hin- und Hersinnen erkläre ich mir das so: ein großer Theil der Auflage meiner mittelmäßigen Erzählungen blieb Hrn. Dyk auf dem Halse; mit einem andern Buche, dessen Titel ich nicht kenne, ging es ihm vermuthlich eben so. Da nun mein Name, viele Jahre nachher, eine Art von Celebrität erlangte, so hielt er diesen Zeitpunkt für den bequemsten, nicht allein meinen jugendlichen Versuch los zu werden, sondern auch bei dieser Gelegenheit noch einen andern Ladenhüter hinzuzufügen. Flugs schmolz er seine beiden Ladenhüter in einen zusammen, setzte meinen Namen davor, und lies sie so in die Welt laufen. Ich bewundere diese merkantilische Spekulation, aber das Verfahren selbst kann ich unmöglich bewundern.

Doch es sei ihm verziehen in Rücksicht des frohen Tages, den ich mit dem ersten, von ihm erhaltenen Honorarium erkaufte, und dessen ich mich bis an meinen letzten Hauch

mit dem lebhaftesten Entzücken erinnern werde. Es war der Geburtstag meiner Mutter. In einem mit Blumen-Guirlanden und Namenszügen von Blumen geschmückten Garten, überraschte ich sie durch ein ländliches Fest, bei welchem der gute, für solche Freuden ganz geschaffene Musäus sehr geschäftig war. Vier oder fünf Kinder spielten, auf einer Bühne von lebendigen Hecken, ein kleines, rührendes, von mir verfertigtes Stück; in den Gebüschen ließ sich eine sanfte Musik von Blasinstrumenten hören; Abends erschien der ganze Garten mit farbigen Lampen illuminirt. — Es war der frohste Tag meines Lebens! — Indem ich dieses schreibe, tritt eine Zähre in mein Auge — ich habe die Freudenthränen meiner Mutter gesehen! — Herrn Dyk ist verziehen.

Das dritte Kind, welches ich in dem Gartenhäuschen des lieben Musäus zur Welt brachte, war ein Lustspiel in drei Akten: das dreifache Gelübde. Anlage und einzelne Scenen waren nicht übel. Es sollte auf einem Privatheater nach der Niederkunft der Herzogin von Weimar gespielt werden. Unglücklicherweise war es aber blos auf den Fall kalkulirt, daß die Frau Herzogin uns einen Prinzen schenken würde; da sie aber diesesmal ihre liebenswürdigen Eigenschaften einer Tochter mitzutheilen beliebte, so unterblieb die Aufführung, und im Druck ist es auch nie erschienen.

Außer diesen Produkten habe ich auch damals, auf Verlangen eines würdigen Mannes, der mich mit seiner

Freundschaft beehrte, einige Recensionen in eine gewisse gelehrte Zeitung gearbeitet, die, wenn sie auch sonst den Stempel der unreifen Jugend tragen mochten, wenigstens kein Kennzeichen der heutigen reifen Recensentenunverschämtheit an sich trugen.

Im Herbst 1781 ging ich nach Petersburg. Hier war der einst berühmte Lenz, der Dichter des neuen Menoza, mein Vorgänger im Amte gewesen, und hatte Unzufriedenheit erregt, weil er zuweilen, statt eine nothwendige Arbeit zu vollenden, ein nicht nothwendiges Gedicht vollendete. Seine Fußtapfen warnten mich. Ich nahm mir vor, die Dichtkunst ganz an den Nagel zu hängen, aber naturam si furca expellas — Zwar verging wohl ein halbes Jahr, während ich mir selbst Wort hielt, und meine Vorgesetzten wußten nicht einmal, daß ein Dichterfunke in mir glimmte, oder daß sogar mein Name in dem Leipziger Meßkatalog erschienen sei. Diese Bescheidenheit war eigentlich das Resultat meiner Beobachtungen, denn ich fing an einzusehen, daß man — und zwar mit allem Recht — in der großen Welt einen sehr geringen Werth auf ein Geschöpf legt, das zu reimen versteht.

Ein Zufall zog meine Eitelkeit unter dem wohlthätigen Druck meiner Vernunft hervor. Der große und biedere Generalingenieur Bawr reiste nach Riga, besuchte von ungefähr den Hartknoch'schen Buchladen, und fand dort die oben erwähnten Erzählungen. Er stutzte, fragte, erfuhr,

der Verfasser sei der nämliche Kotzebue, der jetzt, unter seiner Anleitung, bei ganz heterogenen Arbeiten schwitzte. Er kaufte das Buch, kam zurück, und als wir bei Tische saßen, ließ er sich's unvermuthet bringen. Ich erröthete, und sein Beifall blies die Asche von dem noch immer glimmenden Funken.

Nach und nach fing ich wieder an, meine Nebenstunden — deren ich damals freilich wenige zählte — den Musen zu widmen. Es befand sich ein höchst mittelmäßiges deutsches Theater in Petersburg. Außer einer gewissen Madame Teller, die wirklich viel Talent besaß, war Fiala das vorzüglichste Mitglied desselben; aus diesem Umstand mag man auf die Erbärmlichkeit der übrigen schließen. Die Einnahmen waren schlecht, und die Bühne bereits ihrem Untergang nahe, als der intrigante Fiala sich an den General Bawr wandte, ihn, als einen Deutschen, beschwor, sich der deutschen Kunst, die nach Brot ging, anzunehmen, und durch seinen Einfluß zu bewirken, daß die Kaiserin das deutsche Theater unter die Zahl ihrer Hoftheater aufnehme. Es geschah; Bawr erhielt die Direktion. Von nun an lebte ich wieder in meinem Elemente.

Ich schrieb ein Trauerspiel in fünf Akten: Demetrius, Zaar von Moskau. Der Stoff ist aus der bekannten Geschichte des wahren oder falschen Demetrius genommen, der, der Sage nach, als Kind zu Uglitsch ermordet wurde, plötzlich aber, von den Polen unterstützt,

zum Vorschein kam, und den Heuchler Boris Godunow entthronte. Man bemerke, daß selbst die besten Geschichtschreiber über die Frage: ob dieser Demetrius ein Betrüger gewesen? getheilt sind. Wenigstens erweckt es ein günstiges Vorurtheil für ihn, daß die leibliche Mutter des vermeintlich ermordeten Knaben diesen sogenannten Abenteurer bei der ersten Zusammenkunft, in Gegenwart einer zahllosen Menge Volks, unter heißen Freudenthränen für ihren Sohn erkannte. Zwar ist es leider nur allzuwahr, daß der Politik oft das Meisterstück gelungen ist, auch die Mutterliebe zu unterjochen, und daß Marfa Feodorowna vielleicht aus Eigennutz oder Haß gegen den Usurpator jene Zähren erkünstelte; aber dem sei wie ihm wolle, meine Convenienz als Dichter brachte es mit sich, den Helden der Geschichte nicht als Betrüger erscheinen zu lassen.

Als mein Stück fertig war, las ich es in einem kleinen, ausgewählten Zirkel. Der damalige preußische Gesandte am russischen Hofe und der Präsident der Akademie der Künste zu Petersburg, Männer von geläutertem Geschmack, wohnten der Vorlesung bei. Das Stück wurde gebilligt, vermuthlich aus nachsichtsvoller Güte, wie ich nun wohl einsehe; denn ich würde es jetzt nicht wagen, es auf die Bühne zu bringen. General Bawr befahl, es aufzuführen, und ließ herrliche Dekorationen und kostbare Kleider im altrussischen Kostüm dazu verfertigen.

Da die Kaiserin selbst ihm die unabhängige Direction des Theaters anvertraut hatte, so hielt er es für überflüssig,

das Manuskript vorher der Censur zu übergeben, und diese Vernachlässigung hätte beinahe meine ganze Freude zu Wasser gemacht; denn als der Tag zur Aufführuug bestimmt, und das Stück bereits in allen Zeitungen angekündigt war, sandte eines Morgens der Oberpolizeimeister auf das Theater, und ließ es verbieten. Der bestürzte Fiala lief zum General Bawr, der General Bawr fuhr zum Oberpolizeimeister, ihn von der Unschuld des Inhalts zu versichern. Aber — es existirte eine mir unbekannte Ukase von Peter dem Großen, welche diesen Demetrius ausdrücklich für einen Betrüger erklärte, und diese Ukase war offenbar überzeugender, als die Freudenthränen seiner Mutter. Wie durfte ich es also wagen, meinen Helden unter dem Titel Zaar von Moskau vor das Publikum zu stellen? — Aus Achtung für den General Bawr gab der Polizeimeister zwar die Aufführung endlich nach; aber er sandte einen Offizier zu mir, mit dem Bedeuten: mein Stück wenigstens dahin abzuändern, daß dieser Demetrius öffentlich vor allem Volke entlarvt, und als ein abgefeimter Betrüger anerkannt werde. Vergebens demonstrirte ich dem Offizier, daß er eben so gut das ganze Trauerspiel in's Feuer werfen könne; er bestand darauf, ich solle nur diesen einzigen kleinen Umstand ändern. Der General legte sich abermals in's Mittel, und man begnügte sich endlich mit einer feierlich von mir ausgestellten Erklärung: daß ich, für meine Person, der hohen Ukase gemäß, völlig von der Betrügerei des Demetrius überzeugt sei, und daß

die Freiheit, welche ich mir in meinem Schauspiele genommen, blos eine licentia poetica gewesen.

So wurde es denn wirlich, trotz aller Hindernisse, vor einem zahlreichen Publikum, dessen Neugierde durch jene Verhandlungen noch mehr gespannt worden, mit einem Beifalle aufgeführt, auf den allein meine Jugend Anspruch machen durfte.

Bald nachher schrieb ich ein Lustspiel: die Nonne und das Kammermädchen, mit dem es mir, jedoch in ganz verschiedener Hinsicht, abermals wunderlich erging. Die Aufhebung der Klöster, die gerade damals Joseph den Zweiten beschäftigte, und die von den Engländern im Texel blokirte holländische Flotte hatten mir den Stoff dazu geliefert. Da diese Begebenheiten des Tages damals großes Aufsehen erregten, so konnte es nicht fehlen, es mußte gefallen; auch wurde es ungleich besser gespielt, als Demetrius.

Kurz vorher hatte die Kaiserin, ich weiß nicht mehr welchem Wiener Schriftsteller, ein Geschenk für ein Lustspiel gemacht, welches das Glück hatte, ihren Beifall zu erhalten. Ich vermuthe daher, daß der kaiserliche Gesandte in Petersburg, Graf Cobenzl, auf eine gute Gelegenheit wartete, die Höflichkeit zu erwiedern; so wenigstens erklärte ich mir den Wunsch, welchen er äußerte, eine Abschrift für das Wiener Theater zu erhalten, denn unmöglich konnte ihn

der innere Gehalt desselben zu diesem Wunsche bewegen. Mit Freuden gab ich die einzige Abschrift hin, die mir noch übrig war. Bald nachher ging der Souffleur mit derjenigen, welche das Theater besaß, durch; von Wien erfuhr ich auch weiter nichts, vermuthlich aus der sehr triftigen Ursache, weil mein Protektor starb, und also dasjenige, was man vielleicht zu thun gesonnen war, nicht mehr die nämliche Publizität erlangt haben würde; kurz! mein Lustspiel ging verloren. Daran ist freilich wenig gelegen, und ich führe den Umstand auch nur deshalb an, weil das Manuskript einst zufällig einem gewinnsüchtigen Buchhändler in die Hände fallen möchte, der mich unvermuthet durch den Druck desselben überraschen könnte, eine Ehre, gegen welche ich feierlich protestiren muß.

Einer, zwar nur mit sehr geringer Mühe verbundenen, aber, in Rücksicht des Lokale, wahrhaft nützlichen Unternehmung muß ich hier erwähnen. Da nämlich von dem großen Schwall deutscher Journale nur wenige sich bis nach Petersburg verirrten, und auch diese wenigen nicht gelesen wurden, weil sie, einzeln genommen, wenig lesbares enthielten, so veranstaltete ich zweckmäßige Auszüge aus allen deutschen Monatsschriften, und gab, unter dem Titel: Bibliothek der Journale, monatlich einen starken Heft heraus. Mehrere Bände von dieser Schrift, die nach einer Abreise von einem andern Unternehmer fortgesetzt wurde, sind erschienen. Sie wurde von dem deutschen

Publikum in Petersburg, und zum Theil auch in den Provinzen, günstig aufgenommen und hinlänglich unterstützt. Außer mehreren ungedruckten Aufsätzen ließ ich auch Proben aus meinem Roman: Die Leiden der Ortenbergischen Familie, mit dem ich mich damals beschäftigte, in diese Bibliothek einrücken.

Im Jahre 1782 entwarfen einige meiner Freunde, die Einfluß bei Hofe hatten, den Plan, mir einen gewissen Posten zu verschaffen, und meinten, ich würde ihnen ihre Bemühungen sehr erleichtern, wenn ich ein Bändchen Fabeln und Erzählungen für junge Fürsten schriebe, und solches den jungen Großfürsten widmete. Ich hatte zwar nie Beruf oder Neigung für diese Dichtungsart gefühlt, da sie aber ein Vehikel zu meiner künftigen Beförderung werden sollte, so beschloß ich, den Versuch zu wagen. Ich theilte diesen Entschluß meinem Verleger in Petersburg mit, einem guten Manne, der von meinen geringen Talenten enthusiastisch eingenommen war. Er versprach ohne Bedenken diese Fabeln mit typographischem Prunk drucken zu lassen, und konnte die Zeit nicht erwarten, bis er den ersten Bogen in Empfang nahm. Fast täglich überlief er mich, riß mir die noch nassen Blätter weg, ließ sie auf das schönste Velinpapier drucken, und zu jeder Fabel, wenn sie auch nur eine Oktavseite einnahm, einen Kupferstich verfertigen. So wurden in der größten Geschwindigkeit die ersten vier Bogen vollendet,

die er mir mit einer triumphirenden Miene brachte, und die auch, was äußern Schmuck betraf, einen solchen Triumph wohl rechtfertigen.

Aber wie erschrack ich, als ich meine Fabeln nun wieder durchging, und mir selbst gestehen mußte, daß auch nicht eine einzige darunter sei, welche mehr als mittelmäßig genannt zu werden verdiente. Ich sah nun wohl ein, daß ich für diese Gattung von Gedichten nur deshalb keinen Trieb verspürt hatte, weil mir das Talent dazu mangelte, und ich beschloß daher kurz und gut, dem Verleger alle seine Kosten zu ersetzen, und die vier Bogen in ewige Vergessenheit zu begraben.

O ihr! die ihr mich oft laut und versteckt der Eitelkeit beschuldigt, mit meinen Fabeln in der Hand strafe ich euch Lügen. Ihr Rückkauf kostete mich einige hundert Rubel, aber meine Eigenliebe keinen Seufzer.

Ich komme nunmehr zu meinem Aufenthalte in Reval. Den ersten Sommer verlebte ich größtentheils in den lieblichen Schattengängen des Lustschlosses Kathrinenthal, und las mehr als ich schrieb. Im Herbst besuchte ich zum ersten Male die häßliche, wald- und morastreiche Gegend von Kiekel, die durch den Zauberstab der Freundschaft, durch die milde Wärme der Herzensgüte zum Paradiese umgeschaffen wurde. Ihr guten, vortrefflichen Menschen! in eurem Zirkel habe ich gelernt, daß man glücklicher lebt,

wenn draußen die Wölfe heulen und die Bären brummen, als wenn Heuchler und Zungendrescher an die Thüren klopfen. Eure Wälder wurden von Raubthieren bewohnt, aber die Verleumdung war nicht darunter; Kröten und Unken krochen in euren Morästen herum, aber der Neid gesellte sich nicht zu ihnen. Spät blühte die Linde, noch später entfaltete sich die Rose; aber Unschuld und Freude waren perennirende Pflanzen. Karg gab der Boden seine Früchte, aber die Wohlthätigkeit bedarf keines Füllhorns; ein Groschen ist eine reiche Gabe, wenn eine mitleidige Thräne ihn netzt. — Geflügelte Zeit! zerstreue, wenn du willst, meine dürftigen Blätter in alle Winde! nur dieses eine — auf welchem die Namen Friedrich und Sophie Helene Rosen glänzen — nur dieses eine laß unberührt! denn du würdest es rauben von dem Altar der Sittlichkeit und Tugend, auf dem ich es dankbar niederlege.

Die Musen verschmähten nicht, jene Wälder zu verschönern. Die ersten beiden Schauspiele, denen ich selbst einigen Werth beilege, der Eremit auf Formentera und Adelheid von Wulfingen, wurden auf Kiekel geschrieben. Den Eremiten spielten wir sogar daselbst, und diese Privatvorstellung machte meinen Hang für die Bühne auf's neue rege. Ihm verdankt Reval seit zehn Jahren ein vortreffliches Gesellschaftstheater, welches Künstler und Künstlerinnen von nicht gemeinen Talenten

aufweisen kann. Es wurde mit einem Lustspiel von mir eröffnet: Jeder Narr hat seine Kappe. Als ein echter Deutscher krankte ich noch immer an der Nachahmungssucht; das Stück glich dem Geizigen von Moliere, wie eine Zuckerpuppe einer Dresdner Biskuitstatue, und ich habe es daher unter meinen Papieren vergraben.

Ich weiß nicht mehr, durch welchen Zufall ich auf die Idee kam, eine Geschichte Heinrich des Löwen, Herzogs von Braunschweig, zu schreiben, ein Held, dessen mannichfaltige, zum Theil romantische Schicksale mich sehr interessirten. Auf einer Reise, die ich 1785 durch einen Theil von Deutschland machte, nutzte ich zu diesem Zwecke die Bibliotheken von Wolfenbüttel und Hannover, wühlte mehrere Wochen lang in alten Chroniken, schrieb ab und ließ abschreiben, so, daß ich wohl behaupten darf, über Heinrich den Löwen die vollständigsten Materialien zu besitzen. Auch hatte ich wirklich schon manches Fragment seiner Geschichte bearbeitet; als aber nachher, beinahe in jedem Jahre, bald ein historisches Werk, bald ein Halbroman erschien, in welchem Herzog Heinrich als Haupt- oder Nebenperson auftrat, so verlor ich Lust und Muth, mein Werk zu vollenden.

Noch einmal schloß ich mich an das Heer der Journalisten, indem ich eine Monatsschrift für Ehst- und Liefland unter dem Titel: Für Geist und Herz, heraus gab. Sie dauerte ein Jahr, fand aber zu wenig Unterstützung.

Die von mir gelieferten Aufsätze sammelte ich nachher in meinen kleinen Schriften.

Ein anderes Unternehmen spannte damals meine ganze Aufmerksamkeit. Ich wollte ein Buch schreiben über Ehre und Schande, Ruhm und Nachruhm aller Völker, aller Jahrhunderte. Ich rechne es mir zum Verdienst an, auch nur die Idee eines solchen Werkes gefaßt zu haben, obgleich die Ausführung meine Kräfte überstieg. Dennoch ist das Unternehmen mir in anderer Rücksicht sehr nützlich geworden, denn ich habe meine Kräfte daran geübt, mehrere hundert philosophische und historische Werke zu diesem Behuf gelesen, mehrere Alphabete von Kollektaneen gesammelt. Noch heute bereue ich keineswegs den eisernen Fleiß, mit welchem ich über dieser Idee brütete, die unzähligen Stunden die ich darauf verwandte; nein! das einzige, was mir Reue auspreßt, ist das Bruchstück dieses Werks über den Adel, das ich lange nachher, aber nicht in seiner ursprünglichen Gestalt drucken ließ. Doch davon weiter unten.

Im Herbst 1787 überfiel mich eine Krankheit, die mich mehrere Jahre lang zwischen Tod, und dem was vielleicht schlimmer ist als Tod, zwischen düsterer Melancholie schwebend erhielt. Auf der höchsten Staffel dieser Krankheit schrieb ich Menschenhaß und Reue, und gleich nachher die Indianer in England; beide Stücke waren das Werk eines Zeitraums von acht bis neun Wochen. Nie

weder vor- noch nachher, ist mir wieder eine solche Fülle von Gedanken und Bildern zugeströmt, und ich glaube, daß es unleugbar Gattungen von Krankheiten gibt (worunter wohl besonders diejenigen gehören, welche die Reizbarkeit der Nerven vermehren), die die Geisteskräfte höher als gewöhnlich spannen; so wie, der Sage nach, die kranke Muschel eine Perle ansetzt.

Im Jahre 1789 schrieb ich die Sonnenjungfrau, das Kind der Liebe und Bruder Moriz den Sonderling. Die Sammlung meiner kleinen Schriften setzte ich fort, und ein freundschaftlicher Scherz gab Anlaß zu dem kleinen Roman: die gefährliche Wette, der, wenn gleich manche Heuchlerachsel darüber gezuckt, und manches Heuchlerauge verdreht wird, doch unter den Geburten einer muntern Laune keine der schlechtesten ist.

Ueber Menschenhaß und Reue wurde damals viel Albernes geschwatzt und geschrieben. Unter andern warf man mir einen Mangel an poetischer Gerechtigkeit vor, indem ich die Verbrecherin durch unbedingte Verzeihung wieder in den Genuß jeder Lebensfreude gesetzt habe. Ob jene Verzeihung wohl wirklich die strafenden Folgen ihrer That ganz aufgehoben? ob ein Weib wie Eulalia, mit einem so regen Gewissen, je wieder glücklich sein könne? an diese Fragen dachte niemand, ausgenommen Herr Ziegler, der aber die Sache ganz schief nahm, und durch die unerlaubte Freiheit, Eulaliens Verführer von den Todten zu

erwecken, den Gesichtspunkt völlig verrückte. Ich schrieb daher die edle Lüge, in welcher — obgleich abermals ein gefallenes Mädchen darin vorkommt, an dem die unreine Einbildungskraft der Recensenten hängen bleibt — gewiß die reinste Moral herrscht, die jemals von der Kanzel oder von der Bühne herab gepredigt worden *).

Nach einem Aufenthalt in Pyrmont im Jahre 1790, tauchte ich meine Feder in fremde Galle, und schrieb einige nur zu berüchtigte Bogen, über welche ich mich in einem fliegenden Blatte hinlänglich erklärt habe. Meine dort geäußerten Gedanken sind und bleiben dieselben, die reinste Wahrheit jedes dort gesprochene Wort. Der brave Zimmermann ist nun todt. Man soll nicht sagen: de mortuis nil nisi bene; sondern: de mortuis nil nisi vere. Ich habe weder Gutes noch Böses mehr von ihm zu hoffen; man muß mir glauben, wenn ich aus der Fülle meines Herzens

---

*) Da eine interessante Anekdote überall an ihrem rechten Platze steht, so erlaube man mir, hier eine solche einzuschalten, die mir von einem glaubwürdigen Manne mitgetheilt worden, deren Wahrheit ich aber doch nicht verbürgen mag. In der Zeit, als auch in Wien Menschenhaß und Reue häufig gespielt wurde, fand man eines Morgens, in dem sogenannten Controlorgange, in welchem Kaiser Joseph II. seine Audienzen zu ertheilen pflegte, folgenden Anschlag: »Allhier wird täglich aufgeführt: Menschenhaß ohne Reue!« — Mich deucht, das sei die bitterste, und wohl auch die unverdienteste Kritik, die jemals über einen Regenten gemacht worden.

wiederhole: er war ein vortrefflicher Mann! — vielleicht führte seine Excentricität ihn zuweilen irre, aber selbst seine Schwachheiten waren nicht gemein. Ich könnte eine Anekdote von ihm erzählen, die den Leser in Erstaunen setzen, und ihn zwingen würde, sich vor seinem Aschenkruge nieder zu stürzen. Ich würde es thun, wenn die darin verflochtenen Personen, die mich allein verstehen, nicht noch lebten. Genug! mein Enthusiasmus für ihn war kein Verbrechen; aber eine fremde Hand vergiftete die edle Quelle, ich schöpfte und — leerte den Becher selbst! — ja mir — mir allein hat jene gehässige Begebenheit geschadet, und es ist mir tröstlich, das Solamen miserum nicht auf mich anwenden zu können.

Während ich mir selbst diese Geißel meines Lebens bereitete, war auch der Arm des Schicksals schon über mich aufgehoben. Der Kummer über den Tod meines guten Weibes trieb mich in die weite Welt. Ich floh nach Paris, und, ohne einen Wink unsers Gesandten, würde ich mich ein halbes Jahr lang in die Wellen dieser Hauptstadt begraben haben. Ich vertauschte das von Krämpfen erschütterte Paris mit dem damals so ruhigen und freundlichen Mainz. Hier brachte ich das Tagebuch jener Reise, und meines kummervollen Lebens, in Ordnung; es erschien unter dem Titel: die Flucht nach Paris. Ueber dieses Buch ist denn auch, wie gewöhnlich, viel dumm-böses und bös-dummes geschnattert worden; besonders hat man

sich in der Behauptung gefallen: es sei der erkünstelte Ausbruch eines erlogenen Gefühls. Ich habe über den Grund dieses geist- und herzlosen Tadels nachgedacht, und ihn da gefunden, wo so vieler moralischer Unrath verborgen liegt: in der Eitelkeitsgrube des Menschen. Verstand und Gefühl sind Dinge, von denen ein jeder gerade so viel besitzt, als zu seiner Zufriedenheit hinreicht. Daß ein dritter ihm an Verstand überlegen sei, das räumt der Mensch wohl zuweilen ein, weil es eine nicht wohl abzuläugnende Sache ist; aber er tröstet sich mit dem Gedanken, daß er wenigstens die nämliche Perfektibilität besitze, und daß jener nur, entweder durch eine kostbare Erziehung, oder durch glückliche Situationen, ihm den Vorsprung abgewonnen; er fühlt sich daher geneigter, diese Gaben des Zufalls zu verzeihen. Das Gefühl hingegen, dieses Geschenk der Natur, kann er, ohne sich selbst zu demüthigen, keinem dritten in einem höheren Grade zugestehen. Wenn ihm also eine Erscheinung aufstößt, die er mit seinem bischen Gefühl nicht umspannen kann, so nennt er sie ohne Umstände Erdichtung, und rettet seine Eigenliebe durch ein Achselzucken. Alles das hätte ich früher bedenken, und mein überströmendes Gefühl in meine Brust einkerkern sollen.

Eine andere Gattung von Menschen läugnet die Wahrheit solcher Empfindungen aus Bosheit; sie fühlt, daß die tiefe Trauer eines Gatten ihm Mitleid und Liebe er-

wirbt, Schätze, welche die Mißgunst einem verhaßten Feinde so gern rauben möchte. Daher die scheelsüchtigen Recensionen dieses Buches, das, man mag sagen was man wolle, eines der Wenigen ist, die allein das Herz diktirt hat. Diesen Stempel trägt es an der Stirn, und ich fordere unsere ersten Dichter heraus, etwas Aehnliches zu schreiben, wenn sie nicht in einer ähnlichen Lage sind. Versetzt sie aber das Schicksal wirklich in eine solche Lage, nun, so brauchen sie auch nie Dichter gewesen zu sein, um ihre Empfindung in kunstlose Worte zu kleiden.

Der Recensent in der Literaturzeitung oder allgemeinen deutschen Bibliothek, (ich schreibe aus dem Gedächtnisse) macht sich bei dieser Gelegenheit einer hämischen Verdrehung schuldig. Ich hatte als auffallend erzählt, daß der Schneider, der mir das Maß zum Kleide nahm, den Hut auf dem Kopfe behielt, und ich halte das auch noch jetzt, selbst in Freistaaten, für eine Flegelei, wenn der Schneider nicht etwa ein Quäker ist. Der Recensent hingegen findet dergleichen Flegeleien gar nicht anstößig, sondern gibt zu verstehen: ich, der Herr Präsident, habe mich nur über den Mangel an Ehrerbietung geärgert, den sich ein Schneider gegen meine Präsidentschaft zu Schulden kommen lassen. Man thue mir den Gefallen, jene Stelle nachzulesen, und wenn man auch nur den entferntesten Grund findet, zu glauben, daß ich sie aus dieser kindischen Ursache niedergeschrieben, so will ich verdammt sein, Niko-

lais Reisen von einem Ende bis zum andern durchzulesen. Auch hat gewißlich selbst der Recensent mich keineswegs mißverstanden: nun urtheile man, wie es in einem solchen Herzen aussehen mag.

Ueberhaupt ist das Amt, welches ich seit zehn Jahren zu verwalten die Ehre gehabt habe, den Recensenten öfter ein Stein des Anstoßes, an denen sie sich reiben wie gewisse Thiere, ob man gleich denken sollte, es gehöre gar nicht zur Sache. Ich hatte einst, ich weiß nicht mehr wo, aus Bescheidenheit und Wahrheitsliebe bekannt: »ich sei kein Gelehrter.« Kein Gelehrter? ruft der Recensent aus: und doch Präsident! — ei! ei! was die Herren einem nicht alles zum Verbrechen anrechnen. Hätte ich behauptet, ich sei ein Gelehrter; flugs würde der Recensent geschrien haben: seht den eitlen Menschen! er glaubt ein Gelehrter zu sein, weil er Präsident ist.

Voll von dem ungezügelten Knabenmuthwillen der Pariser, von dessen Ausbrüchen ich Augenzeuge gewesen war, schrieb ich in Mainz den weiblichen Jakobiner Klubb, ein Scherz, nicht ohne Salz, über den Freund Huber, weil er ein anderes politisches Glaubensbekenntniß hat, als ich, so grimmig herfällt. Indessen ist mir jede Art des Despotismus doch eben so gehässig als ihm, und ich bewies es gleich nachher, indem ich das philosophische Gemälde Ludwig's des Vierzehnten bearbeitete. Mein Verleger in Straßburg schickte mir das

Werk in Manuskript zu, und die Korrespondenz, die ich mit ihm darüber führte, wurde erbrochen ehe sie in meine Hände kam. Ich beschwerte mich deshalb bei unserm Minister in Frankfurt, er nahm sich meiner an, allein man behauptete zu Mainz, die Briefe kämen bereits erbrochen an, und ich habe nie erfahren können, wer mir eigentlich die Ehre anthat, mich für einen Spion, oder verkappten Jakobiner zu halten. Es scheint überhaupt mein Schicksal zu sein, daß, indessen Herr Huber et Consorten mich für einen Verfechter des Despotismus ausschreien, die Despoten hinwiederum mich, als einen gefährlichen Demokraten, ihrer mißtrauischsten Aufmerksamkeit würdigen. Ich könnte seltsame Beispiele davon anführen, wenn man alles dürfte was man kann.

Während meines Aufenthaltes in Mainz war ich gezwungen, einen Prozeß zu führen, von dessen Erfolg dem Publikum Nachricht zu ertheilen ich mich irgendwo anheischig gemacht habe, und der, weil er gegen einen Nachdrucker geführt wurde, jeden Schriftsteller und jeden ehrlichen Mann interessiren muß. Dieser Ehrenmann, dessen Namen und Aufenthalt ich aus Schonung nicht weiter erwähnen mag, trat, als ich ihn zu belangen drohte, in der Frankfurter Zeitung sehr keck und unverschämt gegen mich auf, kroch aber bald zu Kreuze, als er sah, daß es Ernst wurde, schrieb mir einen demüthigen Brief, suchte mein Mitleid für seine zahlreiche Familie zu erregen, und — ich verzieh ihm und ließ die Sache ruhen.

In Mainz schrieb ich ferner den Papagei, Sultan Wampum und den Spiegelritter. Sultan Wampum ist unter allen meinen Stücken das Einzige, welches dem Publikum mißfallen hat. Es ist freilich nur ein sehr mittelmäßiges Produkt, ich rechnete dabei auf eine gute Musik, da ich gewohnt war, die jämmerlichsten Produkte eines Schikaneder, eines Vulpius u. s. w., durch die Allmosen der Tonkunst bereichert, gut aufgenommen zu sehen. Es ist denn doch wenigstens Verbindung in meinem Stücke; es sind doch nicht lauter Reime, sondern mitunter auch Verse darin. — Die Literaturzeitung, ihrem Geiste des Widerspruchs getreu, macht sich darüber lustig, daß ich den Sultan Wampum ein Scherzspiel genannt, und meint, es sei das ernsthafteste Drama von der Welt. Hätte ich Drama auf den Titel gesetzt, so würde sie behauptet haben, es sei eine Posse.

Der Spiegelritter ist von noch geringerm Werthe; der Plan soll, wie ich erst vor kurzem erfahren, aus einem Roman des Herrn Vulpius genommen sein. Ich schwöre, daß mir noch bis diese Stunde jenes Produkt nicht zu Gesichte gekommen, weil ich überhaupt von Herrn Vulpius nie etwas lese; sondern es verhält sich mit diesem Plane ganz einfach folgendergestalt: Herr Walther, ein geschmackvoller Tonkünstler, wünschte eine Oper von mir zu componiren, ein Wunsch, der mir zur Ehre gereichte. Ich war verlegen um ein Süjet, da trat zufälligerweise

Herr Christ herein, damals Schauspieler in Mainz, und erzählte mir dieses Feenmärchen, das er vermuthlich kurz vorher gelesen hatte. Da ich weiß, wie wenig Ansprüche man an den Text einer Oper macht, so hielt ich es gut genug für meinen Zweck, und in vierzehn Tagen war der Spiegelritter fertig. Herzlich gern trete ich Herrn Vulpius, der sein Recht auf den Stoff in den Rheinischen Musen reklamirt, diesen Stoff und obendrein die ganze Oper ab.

Ich erwähnte im Eingang dieser Schrift, daß ich nur einmal in meinem Leben andern Leuten zu gefallen ein Buch geschrieben: es war das Werk vom Adel. Ich könnte vieles darüber sagen, aber ich darf nicht. Wenn man wüßte — und man wird es vielleicht einst erfahren — in welchen zweideutigen Ruf einer gewissen Gattung meine vor- und nachher beharrlich geäußerten, aber mißgedeuteten Gesinnungen mich gesetzt hatten; wenn man wüßte, wie selbst meine vertraulichste Privatkorrespondenz mir gefährlich wurde; wenn man wüßte, welche Aufmunterungen und von wem ich sie erhielt; wahrlich! man würde dieses Produkt aus einem andern Gesichtspunkt beurtheilen; man würde nicht blos den Schriftsteller, sondern auch den Bürger und Vater dabei im Auge behalten. Indessen gestehe ich gern, daß ich mir eine übelverstandene Gefälligkeit zu Schulden kommen lassen, und der Kritik manche Blöße gegeben habe. Nur auf die Strafe

war ich nicht vorbereitet, daß ein Mann, den ich für meinen Freund hielt, und dessen Freundschaft ich verdient, wenigstens erworben zu haben glaubte, mich bitter deshalb angriff. Man erräth, daß ich von dem Buche über Humanität spreche. Hätte man mir die Liste aller jetzt lebenden Schriftsteller vorgelegt, um mich den Verfasser dieses Buches errathen zu lassen, auf den wahren Verfasser würde ich zuletzt verfallen sein. Das ist eine von den vielen Täuschungen meines Lebens, die — mein Herz kann das nicht verläugnen — mir einen herben Augenblick gemacht haben. Was sind alle Dolche der Literaturzeitung gegen die Mißhandlung von einem Freunde erduldet, der uns unsanft aus einem schönen Traume weckt.

Fast eben so unerwartet war es mir, als Herr Huber, durch die Herausgabe seiner kleinen Schriften, die Maske des Recensenten abnahm. Er, in dessen Gesellschaft ich so manche frohe Stunde genossen; er, dessen Talent ich bewunderte und dessen Umgang ich liebte; er, der mir persönliche Zuneigung zu widmen schien; er, der, trotz der Geringschätzung, die er für meine Schriften affektirt, meiner Sonnenjungfrau einst die Ehre anthat, sie durch eine vortreffliche Scene zu bereichern, von welcher ich wünschte, daß er sie drucken ließe; er, mit einem Worte, von dem ich mit der freundschaftlichsten Umarmung schied; er bohrt mir einen Dolch in den Rücken! — Ich will gern glauben, daß das Recensiren mit einem vorher gepflogenen freund-

schaftlichen Umgange nichts gemein hat, aber ich muß doch bekennen, daß es mir unmöglich wäre, einen Menschen in den Augen der Welt herabzusetzen, dem ich unter vier Augen Beweise meines Wohlwollens gegeben. — Guter Gott! wenn der Beifall des Publikums einem schönen Mädchen gleicht, um dessen Besitz selbst Brüder sich entzweien könnten — o! so entsage ich ihm mit Freuden! *)

Es ist hier der Ort, eine Stelle im dritten Bande von Forster's Ansichten zu berichtigen. Man läßt ihn daselbst, bei Gelegenheit der englischen Bühne, sagen: »die Stücke eines Kotzebue würden auf dem englischen Theater gefallen, wenn man ihnen ein Körnchen Salz eintrichtern könnte.» — Ich hätte wohl Lust, dem Herausgeber dieses dritten Bandes eine Wette anzubieten, ob er im Stande sei, mir diese Stelle, von Forster's eigener Hand geschrieben, vorzuzeigen? — er wird es mir nicht verargen, wenn ich keiner andern Versicherung traue, und zwar aus Hochachtung für seinen verstorbenen Freund, der mir sein Urtheil über meine Stücke mit der liebenswürdigen Bescheidenheit, die ihm eigen war, mehr als einmal selbst gesagt hat. Er fand manches daran auszusetzen,

---

*) In der zweiten Abtheilung dieses Werks, werde ich die Recensionen des Herrn Huber, und zugleich seine eigenen dramatischen Produkte, näher beleuchten; denn es scheint mir fast, als ob der Ingrimm, der in jenen herrscht, mit dem eben nicht glänzenden Schicksale dieser zusammen hinge.

aber das Körnchen Salz vermißte er nicht. Wenn ich also die Wahl habe, ob ich jene Stelle für untergeschoben, oder den braven Forster für einen Zweizüngler halten will? so wähle ich natürlich das Erstere.

Alles was ich seitdem geschrieben, ist vom Publikum mit Beifall aufgenommen, und von den Recensenten, wie sichs gebührt, ohne Beifall angezeigt worden. Ich nenne hier blos die Titel: Graf Benjowsky, Rolla's Tod, die jüngsten Kinder meiner Laune, Armuth und Edelsinn, der Mann von vierzig Jahren, die Negersklaven, der Wildfang, der Graf von Burgund, die Verleumder, falsche Scham, la Peyrouse.

Viele meiner Schauspiele haben das Glück gehabt, in's Französische, Holländische, Dänische, Polnische, Russische, und sogar in's Italienische übersetzt zu werden; ein neuer Dorn in den Augen der Recensenten. Noch vor wenig Tagen schreibt man mir aus Moskau:

»Ihr Schauspiel, das Kind der Liebe, wird hier eben so oft, und mit größerem Beifall aufgeführt, als mariage de Figaro in Paris. Es ist gut in's Russische übersetzt.«

Ist es nicht zu bewundern, daß zu gleicher Zeit, und in so vielen Ländern, das Publikum überall so abgeschmackt urtheilt? und Dinge schön findet, über welche die Literatur-

zeitung das Verdammungsurtheil unwiderruflich ausgesprochen? — Doch halt! die Untersuchung eines solchen Phänomens gehört in den zweiten Abschnitt dieses Werks.

Mit mir selbst bin ich fertig, und der Himmel gebe, daß keiner meiner Leser bei meinen literarischen Abenteuern gegähnt haben möge. Den Vorwurf, daß ich unbedeutende Kleinigkeiten geschrieben, und, wie man Marivaux Schuld gibt, mich beschäftigt habe, à péser des riens dans des balances de toile d'araignée, kann ich freilich nicht ganz entkräften: aber außerdem, daß es mir für den Beobachter immer nicht uninteressant scheint, zu sehen, wie und wodurch ein Mensch das wurde was er ist, es sei nun wenig oder viel; weiß ja auch jeder Leser, der dieses Buch kauft, schon im Voraus was er zu erwarten hat; es sind Kinder meiner Laune, und wenn ich also den Titel nicht Lügen strafen will, so darf ich mich nach keiner fremden Laune richten.

Die folgende Abhandlung muß ich bitten, als die abgedrungene Vertheidigung eines Beklagten anzusehen; denn die Recensenten haben mich so oft vor ihrem und meinem Richter, dem Publikum, verklagt, daß es wahrlich eine Geringschätzung dieses Richterstuhles scheinen würde, wenn ich es nie der Mühe werth hielte, mich zu verantworten. In dieser Rücksicht darf ich gewißlich auf Verzeihung Anspruch machen. Doch werde ich mich bemühen, den trockenen Gegenstand, so viel ich kann, mit Blumen zu bestreuen,

und nie vergessen, was Beaumarchais so richtig sagt: faut-il, parce qu'on a raison, donner de Vapeurs à son lecteur? et faire sécher d'ennui les magistrats? leur état n'est que trop pénible!

(Die Fortsetzung folgt künftig.)



Anmerkung. Das dramatische Stück, welches in den früheren Ausgaben der jüngsten Kinder meiner Laune (6 Bände) vorkam, ist schon in der neuen Original-Ausgabe der Theater von Kotzebue aufgenommen, und daher hier weggelassen.



# Inhalt.





Gedruckt bei J. P. Sollinger.

